Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften
von
Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.
Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Zwei und zwanzigstes Bändchen.

Erste Sammlung

merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

Mit einer Karte.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Beschluß.

Erste Sammlung

merkwürdiger

Reisebeschreibungen

für die Jugend,

von

Joachim Heinrich Campe.

Sechster Theil.

Siebente verbesserte Ausgabe.

Mit Kupfern und Karten.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1831.

Inhalt:

Cook's Reise um die Erdkugel.

Beschluß.

Vorrede.

Ich habe hier nur, auf Veranlassung eines Urtheils in der Allgemeinen Bibliothek, mit zwei Worten den Grund anzuzeigen, welcher mich bewog, die Hawkesworthschen Entdeckungsreisen, wovon die erste Cooksche in diesem Theile zu Ende geführt wird, lieber jetzt schon, als späterhin zu bearbeiten.

Die gegenwärtige Sammlung von Reisen hat, wie aus der Vorrede zum ersten Theile erhellt, den Zweck, den jungen Leser, ohne Beobachtung einer zeitfolgenden Ordnung, nach und nach in alle Weltgegenden und in alle bekannte Länder, nach Anleitung der besten Reisebeschreibungen, zu führen. Nun schien es mir schicklich und nützlich zu sein, bevor ich einzelne Länderbeschreibungen einrückte, dem jungen Leser, durch Vorlegung einer und der andern Reise um die Erdkugel, erst gewissermaßen eine Uebersicht des Ganzen zu geben. Die älteren sogenannten Reisen um die Welt konnte ich aber für meine übrigen Zwecke nicht sehr brauchbar finden, weil sie sammt und sonders für junge Leute weder sehr viel Anziehendes enthalten, noch reich an unterrichtenden Beobachtungen sind. Ich sah mich also genöthiget, mich, mit Vorbeigehung jener, zu der Hawkesworthschen Sammlung zu wenden.

Daß Herr Pabst die nämlichen Reisen schon für Kinder benützt hat, konnte mich nicht abhalten, sie für Jünglinge noch einmahl zu bearbeiten.

Wenn übrigens der Beurtheiler des dritten Theils dieser Sammlung in der Allgemeinen Bibliothek mir den Vorwurf macht, daß ich den genannten Schriftsteller verführt haben soll, seiner Entdeckung des fünften Welttheils diejenige Form zu geben, die ich meinem Robinson und der Entdeckung von Amerika gab, so ist dieser Vorwurf wol nicht in Ernst, sondern nur in Scherz gemeint. Ich habe nicht die Ehre, diesen Mann zu kennen, und als er sein Buch schreiben wollte, hat er mich nicht darüber zu Rathe gezogen. Hätte er dies gethan, so würde ich ihm zuverlässig gerathen haben, lieber in seiner eigenen Manier, als nach der eines Andern zu arbeiten, weil eine nachgeahmte Manier selten eine gute zu sein pflegt.

Braunschweig, im März
1789.

Der Herausgeber.

Beschluß der Beschreibung

einer

Reise um die Erdkugel,

angestellt

von dem Englischen

Schiffshauptmann Cook

und den Gelehrten

Banks und Solander,

in den Jahren 1768—1771.

Wir haben unsere Reisenden, beim Schlusse des fünften Theils, an der Küste eines Landes gelassen, welches zwar schon im Jahre 1642 entdeckt, aber doch bis auf die Zeit, da unser Cook es umschiffte, so gut als unbekannt geblieben war. Abel Jansen Tasmann, ein Holländischer Seefahrer, war der Erste, der es auffand. Dieser gab ihm den Namen Staatenland, allein es behielt denselben nicht; denn heutiges Tages wird es durchgängig Neuseeland genannt. Unter diesem Namen ist es denn auch auf unserer Karte angegeben worden.

Tasmann befuhr nur einen kleinen Theil der Küste dieses beträchtlichen Landes; nach ihm Keiner wieder. Unser Cook war der Erste, welcher es ganz umschiffte, und dabei fand, daß es aus zwei, durch eine Straße oder Meerenge getrennten Inseln besteht. Man schätzt den Umfang dieser beiden großen Inseln auf 800 Seemeilen.

Meine jungen Leser sehen also, daß es wol der Mühe werth ist, ein so beträchtliches neuentdecktes Land etwas genauer kennen zu lernen. Vermuthlich hat auch Das, was sie davon im fünften Theile dieser Reisebeschreibungen schon gelesen haben, ihre Neugierde nicht wenig gereizt. Ich will sie daher nicht länger aufhalten, sondern den unsterblichen Mann, dem wir diese,

wie so viele andere große Entdeckungen verdanken, in seiner unterbrochenen Erzählung sogleich fortfahren lassen. Cook redet — bedarf es mehr, um die ganze Aufmerksamkeit meiner jungen Leser zu erwecken und festzuhalten?

17.

Fahrt von Tolaga, einem Busen an der östlichen Küste von Neuseeland, nach der Merkuriusbucht an dem nämlichen Lande. Beschreibung merkwürdiger Vorfälle und Beobachtungen.

Es war am 30sten des Weinmonds 1769, als wir die Tolagabucht verließen, und längs der Küste hin von neuen nordwärts steuerten. Ich schmeichelte mir, daß das angefangene gute Vernehmen zwischen den Eingebornen und uns, und die Nachricht von unserer mehrmahls bewiesenen Liebe zum Frieden, bei aller Uebermacht, die wir in Händen hatten, sich durchs Land verbreiten und uns überall eine freundschaftliche Aufnahme verschaffen würde. Aber darin hatte ich mich geirrt. Es kam leider! — und ich darf sagen, ohne unsere Schuld — während dieser neuen Fahrt abermahls zu verschiedenen unangenehmen Auftritten zwischen den Indiern und uns, die, wie natürlich, allemahl zum Nachtheil der Erstern sich endigten. Ich übergehe verschiedene derselben, welche von geringerer Bedeutung waren, und erzähle dem jungen Leser nur folgende.

Eines frühen Morgens sahen wir eine Menge Kähne von der Küste stoßen und auf uns zu rudern. Wir zählten deren nicht weniger, als fünf und vierzig. Sieben

derselben kamen dicht zu uns heran; die darin befindlichen Leute unterhielten sich eine Weile mit unserm Tupia, und verkauften uns hierauf einige Muscheln und Meerkrebse. Diese Indier waren ziemlich ehrlich im Handel. Nach ihnen kamen andere von einer andern Gegend her, und verlangten gleichfalls Verkehr mit uns zu treiben. Es geschah, und sie betrugen sich anfänglich gleich jenen. Es währte aber nicht lange, so fingen sie an, Dasjenige, was ihnen hinabgereicht wurde, zu nehmen, ohne die dafür bedungene Waare dagegen heraufreichen zu wollen. Anfangs hatten wir mit ihrer Schalkheit Nachsicht, und ließen es so hingehn; da aber Einer von ihnen, den wir darüber bedroheten, uns nur mit einem Gelächter antwortete, indem er zu gleicher Zeit sich mit der genommenen Sache davon machen wollte, so feuerten wir eine Kugel über seinem Kopfe hin, um ihm zu erkennen zu geben, daß es nur bei uns stehe, ihn dafür zu züchtigen, wenn wir wollten. Dies hatte die gehoffte Wirkung; er kehrte ernsthafter zurück, und der Handel wurde nun von neuen angefangen und sehr ordentlich fortgesetzt.

Nachdem die sämmtlichen Offiziere, nebst unsern Herren Reisegefährten, einen hinlänglichen Vorrath von Fischen eingekauft hatten, so wurde auch dem gemeinen Schiffsvolk erlaubt, an die Schiffsleiter zu kommen, und für sich selber Handel zu treiben. Zum Unglück wurde von nun an nicht mehr eben so viel Sorgfalt angewandt, um Betrügereien vorzubeugen; und dies reizte die Indier, sich noch größere Freiheiten herauszunehmen, als zuvor. Unter andern hatte einer von ihren Kähnen seine ganze Ladung verkauft, und wollte eben wegrudern, als die darin befindlichen Leute an der Seite des Schiffs ein Stück Leinwand hangen sahen,

welches die Unsrigen daselbst zum Trocknen angebunden hatten. Einer von ihnen knüpfte es hierauf ohne Umstände los, packte es ein, und ruderte mit seiner Gesellschaft davon. Man ermangelte nicht, ihm zuzurufen, und das Entwandte zurückzufodern; allein umsonst! Der Kerl beantwortete unsere Drohungen mit einem Hohngelächter. Man feuerte hierauf eine Kugel über seinem Kopfe hin; allein auch dieses achtete er so wenig, daß er nicht einmahl das Lachen darüber einstellte. Dies schien nun, um der Folge willen, eine Ahndung zu verdienen. Man feuerte also mit Schrot auf ihn, und etliche Körner fuhren ihm in den Rücken. Als der Schuß ihn traf, schauderte er zwar ein wenig; allein er machte sich doch so wenig daraus, als etwa einer unserer Leute einen Hieb mit einer Ruthe geachtet haben würde, und fuhr ganz gemächlich und gelassen fort, die gestohlene Leinwand einzupacken.

Dieser Vorfall bewog indeß die übrigen Indier, sich mit ihren Kähnen bis auf 300 Fuß weit hinter das Schiff zurückzuziehn. Hier stimmten sie denn insgesammt ihr Ausfoderungslied an, und fuhren damit eine gute Zeit lang fort. Dabei blieb es aber auch; denn uns wirklich anzugreifen, mochte ihnen doch nicht rathsam scheinen. Damit aber ihr Trotzbieten, wenn es gänzlich unerwiedert bliebe, sie oder Andere nicht noch verwegener machen möchte, und damit ich ihnen zugleich zeigte, in welcher Weite wir sie mit unsern Waffen noch erreichen könnten, ließ ich das Schiff ein wenig wenden, und feuerte in einer Entfernung von ungefähr zwölfhundert Fuß eine vierpfündige Kugel dergestalt ab, daß sie neben ihnen vorbeifahren mußte. Sie strich über die Oberfläche des Wassers hin, und fuhr verschiedenemahl, weit jenseits der Kähne, wieder in die Luft

empor. Dieser Anblick jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie davon ruderten, ohne sich auch nur einmahl umzusehn.

In der darauf folgenden Nacht nahm die Tiefe des Meeres plötzlich von 17 bis zu 10 Klafter ab. Ich ließ daher schleunig umwenden, und wartete, bevor wir weiter segelten, den Anbruch des Tages ab. Und wohl bekam uns diese Vorsicht! Denn als wir am Morgen wieder unter Segel gegangen waren, erblickten wir verschiedene Klippen vor uns, deren einige bis an die Oberfläche des Wassers reichten, andere aber unter derselben verborgen lagen. Jetzt, da wir die Gefahr sehen und vermeiden konnten, liefen wir glücklich durch sie hin; in der Finsterniß der Nacht würden sie uns wahrscheinlich den Untergang zugezogen haben.

An ebendiesem Morgen sahen wir, längs der ganzen Küste hin, viele Kähne, deren einige uns einzuholen versuchten. Allein nur ein einziger, welcher Segel führte, konnte seine Absicht erreichen. In diesem erblickten wir unter Andern einen Indischen Eisenfresser, dessen Bekanntschaft wir schon bei einer andern Gelegenheit, da er mit Steinen nach uns warf, zu machen die Ehre gehabt hatten. Er und seine Gefährten ließen sich, gerade so wie sie es damahls auch machten, erst wieder in ein Gespräch mit dem Tupia ein. Wir erwarteten daher, zu seiner Zeit wieder auf die nämliche Weise von ihnen begrüßt zu werden, wovor wir uns aber weiter nicht bange sein ließen, da es höchstens nur den Fenstern der Kajüte gefährlich sein konnte. Wie erwartet, so geschehen! Denn nachdem diese rüstigen Herren ungefähr eine Stunde lang sich mit uns unterhalten, und sich dabei sehr friedfertig betragen hatten, so erfolgte endlich der erwartete Gruß, welches

wir unserer Seits, bloß um sie zu schrecken, durch Abfeurung einer Flinte erwiederten. Sie verließen uns hierauf, jedoch, wie es schien, etwas stolz und vergnügt darüber, daß sie durch einen zweimahl gewagten Angriff eines Schiffs, welches ihrem eigenen so sehr überlegen war, eine Probe ihres Heldenmuths abgelegt hatten. Die armen Wichte! Wie leicht wäre es uns gewesen, sie dafür mit dem Leben büßen zu lassen, wenn unsere Achtung für die Menschheit sie nicht mehr, als ihr Heldenthum geschützt hätte!

Indem wir weiter fuhren, kamen wir in eine Gegend, wo die Küste flacher, das Land eben, frei von Gehölz und voll angebauter Felder und Dörfer war. Die Dörfer waren größer, als wir sie bisher gesehen hatten, gemeiniglich auf Anhöhen, nahe am Meere erbaut, und nach der Landseite hin mit einem Walle und Graben befestigt, innerhalb dessen noch eine Reihe von Schanzpfählen stand, die rings herum lief. Jetzt war es einleuchtend, daß die verzäunten Plätze, die wir schon vorher auf vielen Anhöhen bemerkt hatten, eben dergleichen befestigte Wohnplätze gewesen sein mußten, und wir schlossen daraus, daß diese Leute in beständiger Fehde mit einander leben, weil sie es durchgängig nöthig fanden, den Ort ihres Aufenthalts zu einer Festung zu machen. Man muß Gefahren und Tod so wenig achten, als diese Menschen es thun, um in einem solchen Lande auch nur einen Augenblick ruhig und zufrieden leben zu können.

Am folgenden Tage kamen drei Kähne vom Lande her, und in demselben ein und zwanzig Indier zu uns. Der Bau ihrer Kähne war einfacher, als wir solchen bisher gesehen hatten. Sie bestanden bloß aus einem einzigen Baume, der durch Hülfe des Feuers ausge-

höhlt war. Uebrigens waren weder Zierrathen noch Bequemlichkeiten daran befindlich. Die Leute, die an Bord derselben waren, gingen fast ganz nackt, und schienen bräunlicher, als die Uebrigen zu sein. Allein so nackt und elend sie auch waren, so stimmten sie doch ihr Kriegslied an, und thaten so grimmig dabei, als ob unser Untergang jetzt unvermeidlich dasein solle. Sie blieben indeß noch eine Zeit lang weiter, als einen Steinwurf, von uns entfernt; endlich kamen sie näher, aber zu eben der Zeit ließ auch ihr Drohen nach. Als hierauf einer unserer Leute an die Schiffsseite ging, um ihnen ein Tau hinabzureichen, woran sie, wenn sie wollten, zu uns heraufsteigen möchten, so erwiederten sie seine höfliche Einladung auf gut seeländisch dadurch, daß sie eine Lanze nach ihm warfen. Zum Glück verfehlte sie ihren Gegenstand. Hiemit noch nicht zufrieden, warfen sie eine zweite herauf, und nöthigten uns dadurch, um anderweitige Unannehmlichkeiten zu verhüten, sie durch einen Flintenschuß zu erschrecken. Dieser hatte die gehoffte Wirkung; unsere Braven verließen uns, und wurden nicht wieder gesehn.

Gegen Abend erreichten wir eine Bucht, liefen in dieselbe ein, und legten uns allda vor Anker. Ich nannte sie in der Folge die Merkuriusbucht; und unter diesem Namen wird der junge Leser sie auf unserer Karte finden.

Wir waren alsobald mit vielen Kähnen umringt, deren Besitzer jenen, die wir zuletzt gesehn hatten, in Allem ähnlich waren. Aber diese führten sich eine Zeit lang sehr bescheiden und friedlich auf. Als sie um uns herruderten, schoß einer der Unsrigen einen Vogel, der auf dem Wasser schwamm; wir vermutheten, daß dieser Vorfall sie stutzig machen würde, aber nein! Sie lang-

ten vielmehr den Vogel, ohne viel Verwunderung zu äußern, aus dem Wasser, und banden ihn an eine Angelschnur, die am Hintertheil unseres Schiffes hing, damit wir ihn heraufziehen möchten. Diese Dienstfertigkeit foderte uns zur Dankbarkeit auf; wir reichten ihnen daher ein Stück Tuch zum Geschenk hinunter.

Allein es zeigte sich bald, daß weder die Wirkung unsers Schießgewehrs, noch die Erwiederung ihrer Höflichkeit viel zu unserm Besten gefruchtet hatten. Denn sobald es finster wurde, stimmten sie, mir nichts dir nichts, ihren Kriegsgesang an, und versuchten hierauf, den Ankerboy *) fortzuschleppen. Warum es hiezu erst eines Ausfoderungsliedes bedurfte, vermag ich nicht mit Zuversicht zu bestimmen. Ist es ihnen etwa durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden, sich zu jeder Handlung, welche einige Herzhaftigkeit erfodert, vorher erst Muth einzusingen? Oder halten sie es für unedel, gegen Leute, mit welchen sie bis dahin in Friede und Freundschaft lebten, irgend etwas Feindseliges vorzunehmen, ohne sie erst gewissermaßen zu warnen, ihnen wenigstens erst den Frieden und die Freundschaft durch den Kriegsgesang aufzukündigen? In diesem Falle legten diese rohen Indier dadurch eine Denkart an den Tag, welche viele der feinsten Europäer beschämen würde. Denn wie oft fügt es sich nicht bei uns, daß man uns Freundschaft und Achtung ins Gesicht lügt, und hinterrücks entweder unsern guten Namen mordet, oder Meucheleien anzettelt, um an unserm Unglück zu arbeiten!

*) Ein Stück Holz, welches an dem Orte, wo der Anker im Grunde liegt, auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, um die Lage desselben zu bezeichnen.

Wir griffen, um sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken, zu unserm gewöhnlichen Mittel, d. i. wir feuerten ein paar Flinten ab, ohne ihnen Schaden zu thun. Allein diesmahl brachte dieses Mittel eine ganz verkehrte Wirkung hervor. Es schien sie mehr zum Zorn zu reizen, als in Furcht zu setzen. Zwar ruderten sie von dannen, aber mit der Drohung, daß sie morgen wiederkommen und uns Alle umbringen wollten. Sie schickten zugleich einen Kahn nach einer andern Gegend aus, um, wie sie sagten, Verstärkung zu holen, damit sie ihre Drohungen desto gewisser wahr machen könnten.

Die Freimüthigkeit, womit sie uns dies vorher sagten, schien etwas Großmüthiges und Herzhaftes zu verrathen. Allein es thut mir Leid, hinzufügen zu müssen, daß ihr nachheriges Betragen der guten Meinung, die sie uns dadurch von sich eingeflößt hatten, schlecht antwortete. Denn als es völlig Nacht geworden war, suchten sie uns, die, ihrem Bedünken nach, im tiefen Schlafe lagen, heimlich zu überraschen. Sie näherten sich daher dem Schiffe; fanden uns aber wider Vermuthen wach, und hielten es daher für's Beste, ohne einen Laut von sich zu geben, wieder umzukehren, und unser Einschlafen abzuwarten. Allein auch diesmahl schlug ihre Erwartung fehl. Denn als sie nach einiger Zeit zum zweiten Mahle kamen, fanden sie uns noch immer munter, und zogen sich eben so leise, als vorher, zurück.

Nunmehr warteten sie den Morgen ab, um mit offenbarer Gewalt durchzusetzen, was sie verstohlner und arglistiger Weise auszurichten vergeblich versucht hatten. Sobald es daher Tag geworden war, kamen nicht weniger als zwölf Kähne heran, in welchen wir ungefähr 150 Mann zählten, alle mit Piken, Lanzen und

Steinen bewaffnet. Tupia erhielt Befehl, ehe sie völlig herangekommen waren, ihnen Vorstellungen zu machen, und es erfolgte hierauf zwischen ihm und ihnen eine Unterredung, wobei sie sich bald freundlich, bald wieder feindselig anstellten. Endlich bequemten sie sich, statt uns anzugreifen, Handel mit uns zu treiben. Wir erboten uns, ihnen ihre Waffen abzukaufen; Einige ließen uns hierauf die ihrigen wirklich ab.

Bei den zwei ersten Gewehren, die sie uns verkauften, ging Alles ganz ehrlich zu; als sie aber den bedungenen Preis für ein drittes empfangen hatten, weigerten sie sich, dasselbe heraufzureichen, und boten es von neuen feil. Unsere Nachsicht hielt diese Probe aus; wir bezahlten es von neuen, und reichten ihnen den bedungenen Gegenwerth zum zweiten Mahle hinab. Aber das Gewehr kam noch immer nicht, und sie waren unverschämt genug, die Bezahlung dafür zum dritten Mahle zu verlangen. Das hieß nun die Unbescheidenheit und Ungerechtigkeit weiter treiben, als wir leiden durften. Wir begleiteten daher unsere abschlägige Antwort mit einigen Aeußerungen unsers Unwillens und fügten Drohungen hinzu; allein was half's? Der Betrüger lachte uns aus, und ruderte mit allerhand spaßhaften Zeichen der Verachtung und des Trotzes einige Klafter weit vom Schiffe weg. Weil ich mir nun vorgenommen hatte, fünf bis sechs Tage lang in dieser Bucht zu verweilen, um eine mir wichtige Beobachtung am Himmel anzustellen, so glaubte ich, zur Verhütung künftigen Unheils, in der Nothwendigkeit zu sein, diese Leute bei gegenwärtiger Gelegenheit zu überzeugen, daß wir uns nicht ungestraft mißhandeln ließen. Man feuerte daher einige Sch otkörner auf den Dieb, und eine Flintenkugel durch den Boden seines Boots. Alles,

was hierauf erfolgte, war, daß der Verwundete ungefähr 300 Fuß weiter von uns wegruderte.

Was uns hierbei außerordentlich befremdete, war, daß die Leute in den andern Kähnen sich um ihren verwundeten Landsmann im geringsten nicht bekümmerten, ungeachtet derselbe sehr stark blutete, sondern, als ob nichts geschehen wäre, ans Schiff zurückkehrten, und den angefangenen Handel mit der äußersten Gleichgültigkeit fortsetzten. Man sieht hieraus, wie schwach bei diesen ungebildeten Menschen das Gefühl der Theilnahme und der Freundschaft wirken muß!

Sie verkauften uns jetzt noch viele von ihren Gewehren, ohne daß sie eine geraume Zeit lang den geringsten Betrug dabei versuchten. Zuletzt aber gefiel es Einem von ihnen, mit zwei Stücken Tuchs davon zu rudern, ohne das Gewehr, für welches sie ihm waren hinabgereicht worden, auszuliefern. Es wurde ihm eine Flintenkugel nachgefeuert, die aber zum Glück nur den Kahn und zwar hart an der Oberfläche des Wassers traf, so daß sie durch beide Seiten desselben Löcher bohrte. Dies brachte ihn zwar zur Flucht, aber nicht auf ehrlichere Gedanken. Denn er ruderte aufs eiligste fort, und die übrigen Kähne folgten ihm eben so schleunig nach. Zum Beweise unserer Uebermacht über sie, feuerten wir noch eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin.

Am folgenden Morgen kamen die Eingebornen wiederum gegen das Schiff her, und wir sahen zu unserm großen Vergnügen, daß ihr nunmehriges Betragen von ihrem gestrigen gar sehr verschieden war. Es befand sich ein Greis unter ihnen, dessen Klugheit und Ehrlichkeit uns schon zuvor besonders in die Augen gefallen war. Er hieß T o j a v a, und schien eine Standesperson zu sein. Schon bei dem Verkehr, den wir am

Vormittage des gestrigen Tages mit seinen Landsleuten trieben, hatte er sich sehr vernünftig und wohlanständig aufgeführt; er war die ganze Zeit über in einem kleinen Kahne nahe am Schiffe geblieben, und hatte unsere Leute allezeit so behandelt, als wenn er sie weder betrügen wolle, noch von ihnen gefährdet zu werden besorge. Wir ersuchten ihn daher heute, an Bord zu kommen, und nach einigem Zureden nahm er unsere Einladung an. Einer seiner Gefährten begleitete ihn. Sie folgten mir in die Kajüte hinab, wo ich Jedem von ihnen ein Stück Englisches Tuch und einige große Nägel schenkte. Sie gaben uns zu erkennen, daß ihre Landsleute sich vor uns fürchteten; wir versicherten sie aber unserer Freundschaft, wofern sie sich nur friedfertig aufführen wollten, und daß wir weiter nichts von ihnen verlangten, als daß sie einen ehrlichen Handel mit uns treiben möchten.

Unser Umgang mit den Eingebornen war von nun an wieder friedlich und freundschaftlich. Bald besuchten wir sie am Lande, bald kamen sie in ihren Kähnen an unser Schiff. Der Handel zwischen ihnen und uns, der nun auch ganz ordentlich von Statten ging, betraf vorzüglich Fische, die sie uns in erstaunlicher Menge zuführten, und die wir zum Theil einsalzten. Die Herren Banks und Solander lagen unterdeß ihrem Geschäfte am Lande fleißig ob, und sammelten eine Menge ganz unbekannter Pflanzen ein. Bei ihren Streifereien hatten sie auch Gelegenheit, ein Nachtlager der Eingebornen zu beobachten. Die Bedeckung, worunter sie schliefen, war ein wenig Strauchwerk. Die Weiber und Kinder legten sich am weitesten vom Meere, landeinwärts, auf dem Boden nieder; die Männer aber lagerten sich in einem Halbkreise um sie her, und hat-

ten ihre Waffen an die nächsten Bäume dergestalt angelehnt, daß man bemerken konnte, sie mußten einen Ueberfall von irgend einem benachbarten Feinde besorgen. Welch ein Leben, immer im Kriege begriffen, nie sicher zu sein!

Eines Tages, da ich selbst mit verschiedenen unserer Reisegefährten ans Land gegangen war, und den Oberbefehl an Bord meinem zweiten Lieutenant, Herrn Gore, übergeben hatte, wurden wir nach einiger Zeit durch einen Kanonenschuß erschreckt, der auf dem Schiffe fiel. Der Bericht, der mir darüber abgestattet wurde, lautete folgendermaßen:

»Während der Zeit, daß einige Kähne mit dem Schiffsvolk Handel trieben, kamen zwei sehr große und stark bemannte Fahrzeuge heran. Das eine derselben führte 44 Mann, alle mit Spießen, Wurfpfeilen und Steinen bewaffnet, und, wie man ihnen ansehen konnte, nicht von den friedlichsten Absichten beseelt. Sie schienen aus einer fernen Gegend hergekommen zu sein, und von der Ueberlegenheit unserer Waffen noch keinen Begriff zu haben. Da indeß die übrigen Indier, mit welchen sie sich in ein Gespräch einließen, ihnen das Verständniß darüber mochten geöffnet haben, so wagten sie es nicht, uns anzugreifen. Endlich ließen sie sich gefallen, Handlung mit uns zu treiben. Einige boten ihre Waffen und Einer ein viereckiges Stück Tuch feil, das einen Theil ihrer Kleidung ausmacht und Haahow genannt wird. Herr Gore bekam zu diesem Lust; der Handel war bald geschlossen, und der Gegenwerth, der in einem Stücke Englischen Tuchs bestand, wurde hinabgereicht. Allein der Indier hatte dieses nicht sobald empfangen, als er sich weigerte, sein eigenes dagegen auszuliefern, und seinen Kahn

vom Schiffe abstieß. Als man ihm dieses Betruges wegen drohete, so fing er an, das Kriegslied zu singen. Seine Gefährten stimmten mit ein, und Alle schüttelten drohend ihre Ruder. Dies schien eine Ausfoderung für Herrn Gore zu sein, sich Recht zu verschaffen, wenn er könne. Er nahm daher leider! die Ausfoderung an, richtete eine mit einer Kugel geladene Flinte auf den Betrüger, und — schoß ihn auf der Stelle todt. Als der Indier fiel, ergriffen alle übrigen Kähne die Flucht. Da sie aber sich nur bis auf eine gewisse Weite entfernten, und man daher besorgte, daß sie noch mit feindseligen Anschlägen schwanger gehen möchten, so brannte man, um sie vollends wegzuscheuchen, und dem Boote, welches ans Land geschickt werden sollte, Sicherheit zu verschaffen, eine Kanone ab, die denn auch ihre Wirkung that.«

Als die Nachricht von diesem unangenehmen Vorfalle ans Land gebracht wurde, erschraken die Indier, welche um uns waren, und zogen sich Alle in einen Haufen zusammen. Nachdem wir ihnen aber die Veranlassung desselben erklärt hatten, kamen sie wieder zu uns, billigten unser Verfahren, und gaben zu verstehn, daß dem Manne, welcher getödtet worden war, ganz recht geschehen sei.

Gegen Abend wohnten wir einer Abendmahlzeit der Indier bei, die aus verschiedenen Fischen, auch Seekrebsen und Vögeln bestand, die sie theils an einem Stecken gebraten, theils auf Otaheitisch in einem heißgemachten Loche gebacken hatten.

Bei dieser Gelegenheit sahen wir auch eine Frauensperson, die den Tod eines Anverwandten nach hiesiger Mode betrauerte. Sie saß unter den Andern auf dem Boden, allein Niemand von der ganzen Ge-

sellschaft, einen einzigen Mann ausgenommen, schien sich um sie zu bekümmern. Die Thränen liefen ihr unaufhörlich über die Wangen, und sie wiederholte in einem leisen, aber sehr traurigen Tone, gewisse Worte, die selbst Tupia nicht verstand. Am Schlusse eines jeden Spruchs zerfetzte sie sich die Arme, das Gesicht oder die Brust mit einer scharfen Muschelschale, die sie in der Hand hielt. Sie trieb dieses so arg, daß sie fast ganz mit Blut bedeckt war, und in der That den mitleidswürdigsten Anblick gewährte, den man nur ersinnen kann. Und doch schienen die Schnitte, die sie sich machte, noch nicht so tief zu gehen, als sie bei Einigen ihrer Landsleute gegangen sein mußten, wie man aus den Narben schließen konnte, die auf ihren Armen, Schenkeln, Wangen und Brüsten zu sehen waren, und wovon man uns sagte, daß sie Ueberbleibsel solcher Wunden wären, die sie, um ihre Liebe und Betrübniß zu bezeugen, sich selber beigebracht hätten.

18.

Fernerer Aufenthalt in der Merkuriusbucht. Abreise von da nach der Inselbucht an der nämlichen Küste.

Da wir an der nördlichen Seite der Bucht zwei befestigte Dörfer wahrnahmen, so beschlossen wir, diese in nähern Augenschein zu nehmen. Ich ruderte daher, von meinen Herren Reisegefährten begleitet, der Gegend zu, und wir landeten bei dem kleinsten derselben, dessen Lage so schön und anmuthig war, daß die fruchtbarste Einbildungskraft keine schönere erdenken kann. Es war auf einem kleinen Felsen gebaut, der vom festen Lande abgesondert, und zur Flutzeit mit Wasser ganz umgeben war. In der Masse dieses Felsens, un-

ter dem darauf ruhenden befestigten Orte, war ein großes, ganz durchgehendes Loch, welches die Figur eines Bogens, gleich dem gewölbten Joche einer steinernen Brücke, vorstellte. Die innere Wölbung dieses Bogens war etwa 60 Fuß über der See erhaben, welche zur Flutzeit durch den untern Theil desselben hindurchfloß. Der Raum über dem Bogen war der befestigte Wohnort der Besitzer dieses Felsens. Er bestand aus fünf bis sechs Wohnungen, und war rundherum mit einem Pfahlwerk eingezäunt. Der einzige Zugang war ein sehr schmaler und steiler Pfad, auf dem die Einwohner bei unserer Annäherung herabkamen und uns einluden, ihre kleine Festung zu besuchen. Wir mußten dies verbitten, weil wir in Begriff standen, die andere, weit beträchtlichere Feste zu besuchen, welche noch ungefähr eine Englische Meile weit von dannen lag. Indeß machten wir doch, zur Erwiederung ihrer Höflichkeit, den Frauenzimmern einige Geschenke.

Auf dem Wege nach dem andern befestigten Orte bemerkten wir, daß die Bewohner desselben, Männer, Weiber und Kinder, ungefähr hundert an der Zahl, uns entgegenkamen. Als sie sich so weit genähert hatten, daß wir einander verstehen konnten, winkten sie uns mit den Händen, und riefen aus: Horomai! Alsdann setzten sie sich zwischen den Gebüschen am Strande nieder, und erwarteten in dieser Stellung unsere Ankunft. Diese Feierlichkeit soll, wie man uns versicherte, das echteste Zeichen freundschaftlicher Gesinnungen bei ihnen sein.

Wir gingen also an den Ort, wo sie saßen, machten ihnen kleine Geschenke, und baten sie um Erlaubniß, ihr Hippäh, d. i. ihren befestigten Ort, zu be-

suchen. Sie bewilligten solches mit vergnügter Miene, und führten uns sogleich dahin.

Der Ort liegt auf einem hohen Vorgebirge, welches in die See hinausläuft. Zwei Seiten desselben werden von der See benetzt, und an diesen ist das Hippäh ganz unzugänglich. Die beiden andern Seiten liegen gegen das Land hin, und sind wohlbefestigt. Das Ganze ist mit einem ungefähr zehn Fuß hohen Pfahlwerke umgeben. Die schwache Seite, die gegen das Land zu liegt, wird noch außerdem durch zwei besondere Gräben beschützt, wovon der innere eine Erderhöhung hat, und mit einer Reihe von Schanzpfählen verstärkt ist. Die Tiefe des Grabens, von unten an bis hinauf zu dem Gipfel der Erderhöhung, beträgt 24 Fuß. Hart innerhalb der innern Pfahlreihe steht ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 Fuß breites Gerüst. Dieses ruhet auf starken Pfosten, und ist zum Standplatze für die Vertheidiger der Festung bestimmt, wo sie die Belagerer mit Wurfspießen und Steinen empfangen, dergleichen ganze Haufen daselbst in Bereitschaft lagen. Ein anderes solches Gerüst übersieht den steilen Zugang vom Strande her, und steht gleichfalls innerhalb der Schanzpfähle. Der von den Pfählen, dem Walle und Graben eingeschlossene Raum, wo die Wohnungen der Leute sind, ist keine Ebene, sondern erhebt sich bühnenmäßig durch Erdstufen. Jede mit Wohnungen besetzte Erdstufe ist von neuen mit Schanzpfählen eingeschlossen; doch hangen alle durch enge Gäßchen zusammen, vermittelst welcher man von einer Stufe auf die andere kommt. Diese Gäßchen können indeß, sobald die Nothdurft es erfodert, sogleich gesperrt werden. Sollte also auch der Feind die äußern Schanzpfähle wirklich schon erstiegen haben, so können

doch selbst dann noch alle die innern Abtheilungen, eine nach der andern, hartnäckig vertheidigt werden, und der Belagerer muß noch manchen Sturm wagen, ehe er Meister von dem ganzen Platze werden kann.

Es giebt nur einen einzigen Eingang in diese Burg. Dieser besteht aus einem engen, ungefähr 12 Fuß langen Wege, der mit dem steilen Pfade vom Strande herauf zusammenhängt. Er geht unter einem von den Streitgerüsten durch, und kann nicht nur versperrt, sondern auch von den auf dem Gerüste befindlichen Streitern dergestalt vertheidiget werden, daß es eine sehr schwere und gefährliche Unternehmung sein würde, durch denselben einzudringen. Ueberhaupt kann man dieses Städtchen für einen sehr festen Platz ansehen, in welchem eine kleine Anzahl herzhafter Leute sich wider alle die Macht wehren kann, die ein Volk, das keine andere, als die hier zu Lande üblichen Waffen hat, bei der Belagerung nur immer anzuwenden vermag. Auf diesen Fall schien es auch mit allen Nothwendigkeiten, das Wasser ausgenommen, wohl versehen zu sein. Wir sahen eine große Menge Farrenkrautwurzeln, die sie statt des Brots essen, und gedörrte Fische in Haufen liegen; wir konnten aber nicht ausfindig machen, ob sie, außer einem Bache, der hart am Fuße des Berges hinläuft, irgendwo noch näher frisches Wasser hätten, oder ob es Zugänge gab, vermittelst deren sie während einer Belagerung das Wasser aus dem obgedachten Bache holen könnten. Irgend ein Hülfsmittel für dieses Bedürfniß müssen sie unfehlbar haben; denn was hülfen ihnen sonst ihre Vorräthe von gedörrten Lebensmitteln, da man von diesen allein doch unmöglich leben kann?

Da wir Verlangen bezeigten, ihre Art des Angrif-

fes und der Vertheidigung zu sehn, so stieg Einer von den jungen Leuten auf das Streitgerüst, und ein Anderer, welcher den Feind vorstellen wollte, in den Graben. Beide stimmten ihren Kriegsgesang an, und tanzten mit eben so schrecklichen Geberden, als sie bei ernsthaften Gelegenheiten anzunehmen pflegen, um sich erst in einen gewissen Grad von Wuth hineinzuarbeiten. Dies ist unter allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefecht; denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit scheint nur das Vorrecht gebildeter Menschen zu sein.

Als wir mit der Besichtigung der Festung und der Gegend umher fertig waren, und die beiden Böte mit Selleri, den wir hier in großer Menge am Strande fanden, beladen hatten, kehrten wir von unserer Lustreise zurück, und langten gegen Abend wieder am Bord des Schiffs an.

Wir verweilten hierauf in dieser Bucht noch drei Tage; dann ließ ich die Anker lichten, um unsere Fahrt längs der Küste hin gegen Norden fortzusetzen.

Beim Absegeln erhielten wir noch einen Besuch von unserm Freunde Tojava. Der arme Mann klagte uns, daß er, sobald wir fort sein würden, in sein Hippäh flüchten müsse, weil die Anverwandten des Mannes, den Herr Gore erschossen, ihm gedroht hätten, den Tod ihres Freundes an ihm zu rächen, indem sie ihm aus seiner Freundschaft gegen uns ein Verbrechen machten. Dies that uns leid; aber wir konnten weiter nichts dabei thun, als den guten Mann bedauern.

Widrige Winde zwangen mich, zweimahl vier und

zwanzig Stunden lang zu kreuzen *), wobei wir denn natürlicher Weise nur langsam vorwärts kamen. Am dritten Tage erreichten wir ein Vorgebirge, auf welchem wir viele Leute erblickten, die in einer ernstlichen Unterredung begriffen waren, auf unser Schiff aber nur wenig zu achten schienen. Eine halbe Stunde danach sahen wir von verschiedenen andern Stellen her Kähne in See gehen, und gegen uns anrudern. Sobald die Leute auf dem Vorgebirge dieses ebenfalls bemerkten, stießen auch sie einen Kahn ins Wasser, stiegen, ungefähr zwanzig an der Zahl, hinein, und vereinigten sich mit den Uebrigen.

Zwei dieser Kähne, welche ungefähr 60 Mann an Bord hatten, näherten sich uns mehr, als die übrigen, und stimmten hierauf ihr Kriegslied an. Allein da sie sahen, daß wir uns wenig darum bekümmerten, so warfen sie einige Steine nach uns, und kehrten wieder um. Wir hofften, sie würden es bei dieser Begrüßung bewenden lassen; aber wir irrten uns. Sie kamen vielmehr nach einer Weile zurück, und schienen nach reifer Ueberlegung entschlossen zu sein, uns noch stärker zum Gefecht zu reizen. Man sieht, daß das Hadern und Fechten diesen verwilderten Menschen eben so zur Gewohnheit und zur andern Natur geworden ist, als den rohen und ungesitteten Buben auf unsern hohen und iedern Schulen das Balgen und Raufen. Beide sind zu jeder Zeit dazu aufgelegt, selbst wenn ihnen nicht

*) Wenn der Wind den Schiffern zuwider ist, so legen sie das Schiff durch Hülfe der Segel etwas auf die Seite, und segeln hierauf wechselsweise rechts und links, wobei sie denn doch immer etwas vorwärts kommen, nur daß es damit sehr langsam von Statten geht. Dies nennt man laviren, auf Deutsch, kreuzen.

die mindeste Ursache dazu gegeben wird; aber Beide ziehen sich dadurch auch die Verachtung aller gesitteten Menschen in gleichem Grade zu. — Da unsere Helden uns jetzt, unter Anstimmung ihres Kriegsgesanges, so nahe gekommen waren, daß man sie mit der Stimme abreichen konnte, so ging unser Tupia, ohne daß wir es ihm geheißen hatten, an das Hintertheil des Schiffs, und fing an, ihnen Vorstellungen zu machen. Er sagte ihnen, daß wir Waffen hätten, womit wir sie in einem Augenblicke tödten könnten, und daß wir, wofern sie es wagten, uns anzugreifen, genöthigt sein würden, dieselben gegen sie zu gebrauchen. Auf diese Anrede schwenkten sie drohend ihre Waffen und riefen uns zu: »Kommt ans Land, und wir wollen euch Alle tödten!« — »Gut,» sagte Tupia,« aber warum wollt ihr uns beschwerlich fallen, so lange wir in See sind? Da wir nicht zu fechten wünschen, so werden wir eure Ausfoderung, ans Land zu kommen, nicht annehmen; hier aber auf dem Wasser Händel mit uns anzufangen, dazu habt ihr doch gar keinen Vorwand, weil ihr weder Herren des Meeres, noch unsers Schiffes seid.« Da wir unserm Freunde zu dieser vernünftigen Vorstellung nicht die geringste Anleitung gegeben hatten, so wunderten wir uns ausnehmend über diese Probe seiner Beredsamkeit; bei unsern Feinden aber galt sie nicht viel, denn sie fingen unmittelbar darauf an, wie zuvor, mit Steinen nach uns zu werfen. Um ihre fernern Zudringlichkeiten abzuwehren, feuerten wir eine Flintenkugel durch eins von ihren Böten; und dies war genug, um sie zu bewegen, dahinten zu bleiben und von uns abzulassen.

Am folgenden Tage erreichten wir abermahls eine Bucht, in welche ein Strom sich ergießt, der uns die

Breite der Themse bei Greenwich zu haben schien. Aus diesem Grunde legten wir ihm auch den Namen Themse bei, und warfen die Anker aus, um die Gegend umher ein wenig genauer zu untersuchen.

Nachmittags fuhren wir in den Böten den Strom hinauf. An dem Ufer desselben fanden wir ein Indisches Städtchen, das auf einem kleinen dürren Sandhügel erbaut und ringsherum mit einem tiefen Sumpfe umgeben war. Dieser diente dem Orte zur Befestigung, und war vermuthlich der Grund gewesen, der die Einwohner bewogen hatte, sich allda anzubauen.

Sobald uns die Bewohner des Städtchens zu Gesicht bekamen, drängten sie sich ans Ufer, und luden uns ein, ans Land zu kommen. Wir nahmen ihre Einladung gern an, und statteten ihnen, des Sumpfes ungeachtet, einen Besuch ab. Sie empfingen uns mit offenen Armen, weil unser alter Freund Tojava ihnen viel Gutes von uns gesagt hatte. Wir lernten hieraus, daß auch hier, wie überall, das gute Gerücht eine Sache von großem Nutzen ist. Es pflanzt sich auf eine oft unbegreifliche und bewundernswürdige Weise fort, bahnt uns überall den Weg zu den Herzen der Menschen, und macht sie geneigt, uns zu dienen und zu helfen, so sehr sie können. Junger Weltbürger! suche dir dieses sichere Mittel zu einem glücklichen Fortkommen hienieden durch einen ordentlichen und tugendhaften Wandel zu erwerben, und wenn du schon im Besitze desselben bist, so fliehe ja recht sorgfältig jede Gelegenheit, bei der du desselben wieder verlustig werden könntest.

Nach einem kurzen Verweilen an diesem Orte ruderten wir immer weiter hinauf, um das Land zu untersuchen. Wir kamen bei dieser Gelegenheit durch

Waldungen, deren hohe und schöne Bäume von einer uns unbekannten Art unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Einer derselben, den ich maß, hatte einen Stamm von ungefähr 20 Fuß im Umfange. Die Höhe desselben, bis zu den ersten Aesten, betrug 89 Fuß. Er war dabei so gerade, als ein Pfeil, und nahm in Verhältniß seiner Höhe sehr wenig an Dicke ab. Wir sahen nachher noch viele andere, die noch größer waren. Diese Bäume schienen zum Schiffbau die besten von der Welt zu sein. Nachdem wir bis auf 14 Englische Meilen weit gekommen waren, und das Land weiter aufwärts überall einerlei Ansehen hatte, so kehrten wir wieder um, und erreichten zwar noch vor Nacht die Mündung des Stroms, fanden es aber, da Wind und Flut uns entgegen waren, unmöglich, nach dem Schiffe zu kommen. Wir legten daher, da wir bis Mitternacht vergeblich gearbeitet hatten, die Böte an dem Strande vor Anker, und ruheten ein wenig aus, so gut es sich in unserer Lage thun ließ. Mit Anbruch des Tages ruderten wir wieder fort, und erreichten um sieben Uhr, Alle äußerst abgemattet, das Schiff.

Wir lichteten zwar noch an ebendiesem Tage die Anker, mußten sie aber, weil der Wind zu schwach war, gegen Abend wieder fallen lassen. Die Windstille dauerte auch noch am folgenden Morgen fort; ich benutzte daher diesen Umstand, um noch einmahl ans Land zu gehen.

Als ich das Schiff verließ, waren viele Kähne um dasselbe her. Herr Banks wollte deswegen lieber an Bord bleiben und mit den Eingebornen handeln, als mit uns gehen. Sie vertauschten ihre Kleider und Waffen hauptsächlich für Papier, und führten sich sehr freundlich und ehrlich auf. Doch ließ sich, indem er

mit Einigen von ihnen in der Kajüte war, unterdeß ein auf dem Verdecke gebliebener junger Mann gelüsten, eine kleine Sanduhr zu mausen, wobei er aber ertappt wurde. Herr Hicks, der dazumahl an Bord befehligte, ließ sichs einfallen, diesen Indier gleich einem Bootsmanne zu bestrafen, ungeachtet er mit unsern Gesetzen nicht, wie die Bootsleute; bekannt, also auch nicht in gleichem Grade schuldig war. Es wurde also verordnet, daß er, wie gewöhnlich, an eine Schiffswand *) gebunden werden, und in dieser Stellung mit einer neunstriemigen Peitsche zwölf Hiebe empfangen solle. Sobald die andern Indier an Bord sahen, daß man sich ihres Gefährten bemächtigte, versuchten sie, ihn zu befreien, und da man ihnen widerstand, so ließen sie sich von ihren Landsleuten in den Kähnen die Waffen heraufreichen, um Gewalt zu gebrauchen. Die in den Kähnen versuchten zugleich, an der Seite des Schiffs hinauf zu klettern.

Sobald Herr Banks den Lärm vernahm, eilte er mit dem Tupia aufs Verdeck, und ließ sich erzählen, was vorgefallen war. Die Indier wandten sich an den Tupia, und klagten ihm die Sache. Dieser sprach zwar mit dem Lieutenant, um ihn zu mildern Maßregeln zu bewegen; allein da derselbe bei seinem Ausspruche blieb, so konnte er den Indiern keinen andern Trost geben, als den, daß man ihrem Gefährten für sein Verbrechen nur die verdiente Züchtigung geben wolle, ihm aber das Leben zu nehmen, keineswegen

---

*) Eine Wand auf dem Schiffe besteht in 8 — 9 starken Tauen, die bei jedem Maste an den beiden Seiten des Schiffs befestiget sind, und von da bis zum Mastkorbe hinaufgehen.

gesonnen sei. Mit dieser Erklärung schienen sie denn so ziemlich zufrieden zu sein. Er bekam also die ihm zuerkannten zwölf Streiche, und wurde hierauf entlassen. Auch trat, sobald er wieder freigegeben war, ein alter Mann, der sein Vater zu sein schien, unter den Zuschauern hervor, gab ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge oben ein, und schickte ihn hernach in seinen Kahn hinab. Der Vorfall machte indeß auf die übrigen Indier keinen guten Eindruck. Sie entfernten sich etwas, und sagten, daß sie sich fürchteten, dem Schiffe zu nahe zu kommen. Auf vieles Zureden wagten sie sich zwar wieder heran, allein ihr munteres Wesen und ihr Zutrauen waren dahin. Auch hielten sie sich nicht lange mehr auf. Beim Abschiede versprachen sie zwar, wieder zu kommen und einige Fische mit zu bringen, wir bekamen sie aber nicht mehr zu sehen.

Wir fuhren nun immer nordwärts fort, das Land zu umschiffen, indem wir uns bald der Küste näherten, bald uns wieder etwas davon entfernten, doch so, daß wir sie beständig im Gesicht behielten. Ich übergehe verschiedene, bald friedliche, bald kriegerische Auftritte, die wir mit den Eingebornen hatten, weil sie mit mehrern andern, bereits erzählten, so sehr viel Aehnlichkei, hatten, daß ich durch eine Erzählung davon den jungen Lesern wol nur Langeweile machen würde. Erst am 29sten des Reifmonats, da wir eine Bucht erreichten, die ich, der vielen darin liegenden Eilande wegen, die Inselnbucht nannte, ereigneten sich wieder Vorfälle, deren Beschreibung hier einen Platz zu verdienen scheint.

19.

Begebenheiten in der Inselnbucht. Große Gefahr, welche das Schiff lief. Fernere Reise von da nach dem nördlichsten Vorgebirge dieses Landes.

Als wir in die besagte Bucht einliefen, fanden sich, wie gewöhnlich, alsobald verschiedene Kähne ein, unter welchen wir diesmahl auch einige sehr große und stark-bemannte auf uns zukommen sahen. Die darin befindlichen Leute hatten ein besseres Aeußere, als alle andere, die wir bis hieher gesehen hatten. Sie waren insgesammt stark und wohlgebildet. Ihr schwarzes Haar hatten sie auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden und mit zwischengesteckten weißen Federn geschmückt. Unter ihnen zeichneten sich in jedem Kahne zwei oder drei Oberhäupter durch einen unterschiedenen Anzug aus, der aus der besten Art des hiesigen Tuchs bestand, und mit Hundefellen verbrämt war, welches ihnen ein recht gutes Ansehen gab. Ihre Haut hatten sie, der hiesigen Landessitte gemäß, mit allerlei darin eingegrabenen Figuren bezeichnet; ein Putz, welchen sie hier Amoko nennen.

Auch diese Leute führten sich bei dem Handel, den sie mit den Unsrigen trieben, sehr betrügerisch auf. Man hatte indeß große Nachsicht mit ihnen, und ließ ihnen Manches hingehen. Ein Unteroffizier, den sie auch betrogen hatten, fiel, um sich zu rächen, auf ein Mittel, das eben so boshaft ausgedacht, als empfindlich von Wirkung war. Er holte nämlich eine Angelschnur, und als der Mann, der ihn betrogen hatte, in seinem Kahne hart neben dem Schiffe hielt und ihm den Rücken zukehrte, wußte er den Angelhaken so geschickt zu werfen, daß er dem Betrüger in den Hintern fuhr. Er hatte

hierauf die Grausamkeit, die Schnur anzuziehen, und da der arme Indier, wie man leicht denken kann, sich nachdrücklich zurücksträubte, so riß der Angelhaken ab und blieb im Fleische stecken. Ich hoffe, daß der junge Leser hiebei eben den Unwillen empfinden werde, den jeder Menschlichgesinnnte unter uns darüber empfand.

Am folgenden Morgen fanden sich Andere bei uns ein, welche noch unbescheidener und verwegener waren. Sie brachten Fische zum Verkauf, aber sogar in dem Augenblicke, da sie uns dieselben verkauften, hörten sie nicht auf, uns zu drohen; und als ihre Anzahl durch die Ankunft mehrer Kähne verstärkt war, fingen sie an, ihre Drohungen wahr zu machen, indem sie uns mit Steinen bebombten. Wir feuerten hierauf mit Schrot unter sie, und trafen Einen, welcher eben die Hand aufhob, um einen Stein in das Schiff zu werfen. Aber selbst dieses war ihnen noch nicht genug, und sie ließen nicht eher nach, bis erst noch einige Andere waren verwundet worden. Dann ruderten sie fort.

Am folgenden Tage sahen wir uns mit einer noch viel größeren Anzahl von Kähnen umringt, deren Mannschaft sich auf 400 Köpfe belaufen mochte. Wir kamen ihnen abermahls mit Freundlichkeit zuvor, und bewogen einige von ihnen, zu uns an Bord zu kommen. Ein darunter befindliches Oberhaupt beschenkte ich mit einem Stück feinen Tuchs, die Uebrigen mit allerhand Kleinigkeiten. Wir erkannten darunter mehre, die wir vorher schon gesehen hatten; auch ihnen war die Macht unsers Schießgewehrs nicht unbekannt, denn der bloße Anblick einer Kanone jagte ihnen einen augenscheinlichen Schrecken ein. Von diesem Gefühle durchdrungen, führten sie sich anfangs sehr ehrlich und bescheiden auf, bis

unsere freundschaftliche Herablassung sie von neuen übermüthig machte.

Sie bemächtigten sich unsers Ankerboys, und ruderten damit von dannen. Da wir dieses nun unmöglich zugeben konnten, so feuerten wir erst eine Flintenkugel über ihre Köpfe hin, und da dieser Schreckschuß fruchtlos blieb, schossen wir mit Schrot auf sie. Allein sie waren schon zu weit von uns entfernt, als daß ihnen dieses beträchtlich schaden konnte. Sie kehrten sich also auch nicht daran, und wir sahen uns genöthigt, eine Musketenkugel auf sie abzufeuern. Von dieser wurde Einer von ihnen getroffen, worauf sie ihre Beute sogleich über Bord warfen. Ich ließ hierauf noch eine Kanonenkugel über sie hinschießen. Diese prellte vom Wasser ab, und fuhr vor ihren Augen auf den Strand. Einige von ihnen eilten hierauf sogleich dem Lande zu, sprangen aus ihren Kähnen und rannten am Strande herum, vermuthlich um die Kanonenkugel zu suchen. Tupia aber rief ihnen nach, und versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätten, wenn sie sich nur ehrlich aufführen wollten. Verschiedene ließen sich dadurch bewegen, wieder an das Schiff zurückzukehren, und ihre nachherige Aufführung ließ uns nicht weiter besorgen, daß sie gesonnen wären, uns von neuen Verdruß zu machen.

Ich ließ daher jetzt die Böte ausheben, und ging, von einer Partei bewaffneter Mannschaft begleitet, mit meinen Herren Reisegefährten ans Land. Es war eine Insel, worauf wir landeten. Bei unserer Abfahrt blieben die beim Schiffe versammelten Kähne ruhig liegen, und wir sahen dies für ein gutes Zeichen an; allein kaum waren wir aus Land getreten, als sie in Menge nach verschiedenen Gegenden des Eilandes hineilten, und

gleich uns ans Land stiegen. In wenig Minuten sahen wir uns von zwei bis dreihundert Mann umringt, welche theils von den Kähnen herbeiranuten, theils auf den Gipfeln der Berge zum Vorschein kamen.

Sie waren Alle bewaffnet, und ungeachtet sie eben keine Miene machten, uns angreifen zu wollen, so hatten wir doch Ursache, auf unserer Hut zu sein. Wir zogen daher eine Linie im Sande, und deuteten ihnen an, daß sie diese nicht überschreiten sollten. Anfangs blieben sie ruhig, hielten aber ihre Waffen immer in Bereitschaft, und schienen mehr aus Unentschlossenheit, als aus friedfertigen Gesinnungen, unthätig zu sein.

Unterdeß kam eine andere Partei Indier heran. Dieser Zuwachs an Zahl machte sie kühner, und nunmehr fingen sie wirklich ihre gewöhnlichen Vorbereitungen zum Gefecht, den Tanz und das Kriegslied, an. Es kam indeß noch immer nicht zum Angriff, bis ein Trupp von ihnen nach unsern Böten rannte, um sich derselben zu bemächtigen. Dies schien das Losungszeichen zu sein; denn in eben dem Augenblick fingen die Uebrigen an, auf unsere Linie einzudringen. Unsere Lage war nunmehr zu bedenklich geworden, als daß wir länger hätten unthätig bleiben dürfen. Ich feuerte daher meine Flinte, die mit Schrot geladen war, auf einen der Eifrigsten ab, und Herr Banks nebst zweien von der Mannschaft feuerten unmittelbar darauf. Dies brachte sie in einiger Verwirrung zum Weichen.

Allein einer ihrer Oberhäupter, der ungefähr 60 Fuß weit von uns war, raffte seine Leute bald wieder zusammen, und führte sie zu einem zweiten Angriffe auf. Er rannte vor ihnen her, schwenkte sein Pätu-Pätu und ermunterte seine Gefährten durch lautes Zurufen. Doktor Solander, der seine Flinte noch nicht abge-

schossen hatte, lösete sie auf diesen Vorfechter. Als derselbe den Schuß fühlte, stand er augenblicklich still und — lief alsdann mit den Andern davon. Ihr Muth war indeß noch nicht gedämpft; sie versammelten sich vielmehr von neuen auf einer Anhöhe, und schienen nur auf einen entschlossenen Anführer zu warten, um den Angriff zu erneuern. Um sie davon abzuhalten, feuerten wir nunmehr, da wir sie mit Schrot nicht mehr erreichen konnten, mit Kugeln nach ihnen; allein, weil keiner von ihnen getroffen wurde, so wichen sie nicht von ihrem Posten.

In dieser Lage blieben wir ungefähr eine Viertelstunde lang. Indessen waren unsere Leute an Bord des Schiffes auch keine müßige Zuschauer bei der Sache. Weil sie von dorther eine weit größere Anzahl Indier bemerkten, als wir selbst, unserer Stellung nach, sehen konnten, so wendeten sie die lange Seite des Schiffs nach dem Lande zu, und feuerten hierauf einige Kanonenkugeln über die Köpfe unserer Feinde hin. Dies zerstreuete sie augenblicklich.

Zu unserm Vergnügen wurde in diesem Scharmützel kein einziger Indier getödtet; nur zwei von ihnen wurden mit Schrot verwundet. Hätte ich aber unsere Mannschaft nicht beständig zurückgehalten, so würde es so glimpflich nicht abgelaufen sein; denn diese erwiesen sich — sei's aus Furcht, sei's aus Begierde zu schaden — eben so eifrig aufs Todtschießen, als der Jäger nur immer auf die Erlegung seines Wildbrets sein kann.

Nachdem wir nunmehr im ruhigen Besitz des Landes waren, so legten wir unsere Gewehre nieder, und fingen an, Selleri zu sammeln, der allhier in großer Menge stand. Unter dieser Beschäftigung fiel uns ein, daß wir während des Gefechts einige Indier ihre Zu-

flucht zu einer Felsenhöhle hatten nehmen sehen. Wir gingen also nach derselben hin. Ein alter Anführer, und zwar eben Der, dem ich am Morgen ein Stück Tuch geschenkt hatte, kroch alsobald mit seinem Weibe und seinem Bruder heraus, und baten in flehender Stellung um unsern Schutz. Wir redeten sie freundlich an, und flößten ihnen dadurch wieder Zuversicht ein. Der Greis klagte uns hierauf, daß ein anderer von seinen Brüdern einer von Denen sei, welche verwundet worden waren, und fragte dabei mit betrübter und ängstlicher Miene, ob derselbe daran werde sterben müssen? Wir versicherten ihm, er werde nicht sterben; man gab ihm zu gleicher Zeit eine Flintenkugel und einige Schrotkörner in die Hand, und erklärte ihm, daß nur Diejenigen, die mit Kugeln geschossen würden, sterben müßten, die Andern aber wieder genesen würden. Wir deuteten ihm dabei an, daß, wenn seine Landsleute uns wieder angreifen sollten, wir gewiß mit Kugeln auf sie schießen würden. Sie setzten sich hierauf vertraulich bei uns nieder, und zum Zeichen unserer vollkommenen Freundschaft beschenkten wir sie mit solchen Kleinigkeiten, als wir gerade bei uns hatten.

Bald nachher gingen wir wieder in unsere Böte, ruderten nach einer andern Bucht an dem nämlichen Eilande, und kletterten einen daselbst gelegenen Berg hinauf, der eine weite Strecke Landes übersah. Die Aussicht von da hinab war ungemein schön; unzählige Inseln lagen um uns her, und jede bildete einen artigen Hafen, in welchem die blanke See so still stand, als das Wasser eines Mühlenteichs. Artige Indische Städtchen, einzelne Häuser und angebaute Felder wechselten mit einander ab, und das Land war hier weit volkreicher, als irgend eine andere Gegend, die wir bis

dahin gesehen hatten. Eins der Städtchen lag sehr nahe bei uns, und die Einwohner desselben kamen in Menge heraus, und gaben sich große Mühe, uns zu zeigen, daß sie unbewaffnet wären. Ueberhaupt bezeigten sie in ihrem ganzen Anstande und in allen ihren Geberden große Demuth und Friedfertigkeit.

Ich hatte heute Gelegenheit, vor den Augen der Indier eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben, die ich mit Vergnügen ergriff, weil sie dazu beitragen konnte, ihnen eine gute Meinung von uns einzuflößen. Einigen unserer Leute, die, wenn ein Indier sich irgend eines kleinen Betruges schuldig machte, die unerbittliche Strenge eines Lykurgs annahmen, hatte es beliebt, in eins von den angebauten Feldern allhier einzubrechen und Kartoffeln auszugraben. Für dieses Vergehen ließ ich jeden derselben mit zwölf Streichen bestrafen. Zwei von ihnen wurden nach dieser Züchtigung losgelassen; der Dritte aber, welcher behauptete, daß es kein Verbrechen sei, wenn ein Engländer den Acker eines Indiers beraube, ob es gleich für den Indier ein Verbrechen sei, den Engländer um einen Nagel zu betrügen, ließ ich in seine Gefangenschaft zurückbringen und ihm noch sechs Streiche geben, bevor er wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Widrige Winde und dann wieder Windstille nöthigten uns, in dieser Bucht verschiedene Tage lang still zu liegen. Unter dieser Zeit wurde unser Umgang mit den Eingebornen aufs friedlichste und freundschaftlichste fortgesetzt. Viele von ihnen kamen von Zeit zu Zeit ans Schiff, und wir besuchten sie dagegen oft auf dem festen Lande und auf den Inseln. Als wir uns in dieser Absicht einstmahls am Lande befanden, zeigte uns ein alter Mann das Werkzeug, dessen sie sich zum Zeich-

nen oder Bepunkten (Tättuiren) bedienen. Es war dem, welches man zu Otaheite zu eben diesem Behufe gebraucht, vollkommen ähnlich. Wir bekamen auch den Mann zu sehen, der bei dem Versuche, unser Ankerboy zu stehlen, von uns verwundet worden war. Die Kugel war ihm durch den fleischigen Theil des Arms gefahren, und hatte zugleich die Brust gestreift; allein die Wunde war unter der Sorgfalt des besten Wundarztes, der Natur, und bei einer ungekünstelten Kost, der besten Krankenpflege, in gutem Zustande, und schien dem Verwundeten weder Schmerzen noch Besorgniß zu verursachen. Auch sahen wir unsers guten Alten Bruder, der bei dem Scharmützel mit Schrot verwundet worden war. Der Schuß hatte seine Schenkel getroffen; aber ungeachtet verschiedene Körner ihm noch im Fleische steckten, so schienen doch die Wunden weder schmerzhaft, noch gefährlich zu sein.

Am 5ten des Wintermonds lichteten wir, bei einem gelinden Landwinde, die Anker, kamen aber nur langsam fort, weil dieser schwache Wind von Zeit zu Zeit gänzlich wieder einschlief. Des Abends um zehn Uhr, da eine völlige Windstille herrschte, die Flut hingegen, oder der Seestrom, sehr stark landwärts lief, wurde unser Schiff so schnell nach dem Strande hingerissen, daß es, ehe wir einige Anstalten zu unserer Sicherheit treffen konnten, kaum noch eine Kabeltau-Länge *) von den Klippen entfernt war. Wir hatten dreizehn Klafter Tiefe, allein der Grund war so unsicher, daß wir uns nicht getrauten, die Anker auszuwerfen. Man

*) Ein Kabel- oder Ankertau ist 120 Klafter lang. Nach der Länge eines solchen Tau's giebt der Schiffer die Entfernungen an.

hob daher augenblicklich die Pinasse *) aus, um das Schiff an einem Tau fortzuschleppen; und da die Mannschaft selbst einsah, daß unsere Lage äußerst gefährlich war, so strengte ein Jeder seine besten Kräfte an. Zum Glück erhob sich in diesem Augenblicke ein schwaches Lüftchen vom Lande her, und nun bemerkten wir zu unserer unaussprechlichen Freude, daß das Schiff sich vorwärts bewegte. Es war die höchste Zeit; denn wir waren der Küste schon so nahe gekommen, daß unser Tupia, der die gefährliche Lage des Schiffs nicht bemerkt hatte, sich, des Wellengeräusches ungeachtet, von dem Verdecke herab mit den Indiern am Lande unterreden konnte.

Wir glaubten jetzt aller Gefahr entgangen zu sein; der Mann mit dem Senkblei hatte uns eben »siebenzehn Klafter!« zugerufen, als einen Augenblick darauf das Schiff, zu unserm Entsetzen, dennoch auf den Grund stieß. Die Erschütterung jagte uns Allen einen gewaltigen Schreck ein, und Herr Banks, der sich ausgekleidet hatte, um ins Bett zu steigen, rannte eiligst aufs Verdeck, wo der Mann mit dem Senkblei in dem nämlichen Augenblicke »fünf Klafter!« verkündigte. Wir waren auf einen Felsen gerannt. Allein da uns derselbe glücklicherweise gegen den Wind lag, so lief das Schiff alsobald von demselben wieder herunter, ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben, und die Tiefe des Wassers nahm sehr bald wieder bis auf zwanzig Klafter zu. Wir dankten dem Himmel, daß wir mit dem bloßen Schrecken diesmahl so davon gekommen waren.

Der Fischfang scheint in dieser Gegend die Haupt-

*) Ein großes Boot.

beschäftigung der Eingebornen zu sein. Sie sind daher auch ganze Meister darin, und haben auf die Verfertigung der dazu gehörigen Werkzeuge ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit verwandt. Wir zeigten ihnen unser langes Netz, welches in der That nicht zu den kleinern gehörte, weil es von eben der Art und Größe war, als die Kriegsschiffe zu bekommen pflegen; allein sie lachten uns darüber aus, und zeigten uns dagegen triumphirend das ihrige, welches denn wirklich auch eine ungeheure Größe hatte. Es war fünf Klafter tief, und nach dem Raume, den es einnahm, zu urtheilen, konnte es nicht weniger als dreihundert Klafter lang sein. Es war aus einer Art sehr starken Grases verfertiget. Bei allen Wohnplätzen sahen wir eine Menge dergleichen Netze in Haufen zusammengelegt, welche die Gestalt eines Heuschobers hatten, und mit einem Dache bedeckt waren, um sie wider das Wetter zu verwahren; und wo wir nur in ein Haus traten, da fanden wir fast allemahl einige von dessen Bewohnern mit Verfertigung solcher Netze beschäftiget.

Indem wir jetzt fortfuhren, die Küste des Landes, die sich nun immer mehr von Norden gegen Westen zog, zu befahren, so erfuhren wir von einigen uns besuchenden Eingebornen, daß das nördliche Ende nicht mehr fern sei. Da wir fanden, daß diese Leute in Absicht ihres eigenen Landes so wohl unterrichtet waren, so erkundigten wir uns ferner, ob sie außer diesem ihrem Lande noch von irgend einem andern etwas wüßten? Ihre Antwort war: sie hätten niemahls ein anderes besucht; allein ihre Voraltern hätten ihnen erzählt, daß es, Nordwest gen Nord, ein weitläufiges Land, Namens Ulimäroä gebe, nach welchem Einige von ihnen einst in einem sehr großen Kahne gesegelt wären; daß

nur ein Theil derselben wieder zurückgekommen wäre, und daß diese ausgesagt hätten, sie wären nach einer Reise von einem Monat in ein Land gekommen, dessen Einwohner Schweine äßen. Tupia erkundigte sich, ob diese Abenteurer bei ihrer Rückkunft auch Schweine mitgebracht hätten? Sie antworteten: nein! »So muß denn, versetzte Tupia, eure Erzählung falsch sein; denn es ist nicht glaublich, daß Leute, die von einer solchen Seereise ohne Schweine zurückkommen, ein Land besucht haben sollten, in welchem Schweine zu bekommen waren.« Dieser Einwurf war schlau genug; allein wir müssen doch dagegen anmerken, daß, als sie dieser Thiere erwähnten, sie solches nicht vermittelst einer Beschreibung thaten, sondern den auf den Südsee-Inseln eigenthümlichen Namen derselben, Buäh, nannten. Da nun sowol das Thier selbst, als auch der Name desselben auf Neuseeland unbekannt ist, so würden sie den letzten nicht gewußt haben, wenn sie nicht irgend einmahl Umgang mit Leuten gehabt hätten, welchen derselbe bekannt war.

Wir hatten bald nachher einen Sturm von mehren Tagen auszustehn, welcher heftiger war, als wir Alle je einen erlebt hatten. Er zerriß uns mehrmahls die Segel, und setzte unserm Schiffe so gewaltig zu, daß, wenn wir nicht glücklicherweise die hohe See erreicht hätten, wir höchstwahrscheinlicher Weise niemahls würden zurückgekommen sein, unsere Abenteuer zu erzählen.

Gegen Neujahr erreichten wir endlich die letzte Spitze des Landes, die wir das Nordkap nannten, und fingen nunmehr an, die westliche Küste desselben hinab, wieder südwärts zu steuern.

20.

Ankunft im Scharlottensunde. Aufenthalt daselbst. Fahrt von da durch die daselbst entdeckte Cookstraße.

Um den jungen Leser nicht mit unbedeutenden Erzählungen aufzuhalten, ersuche ich ihn, auf der westlichen Küste von Neuseeland, vom Nordkap an, bis an diejenige Stelle hinunter zu fahren, wo das Land durch eine Durchfahrt getheilt und in zwei Inseln zerschnitten wird. Ohne alle merkwürdige Vorfälle kamen wir den 14. Jänner 1770 in dieser Gegend an, und legten das Schiff in einer Bucht vor Anker, die ich, unsrer Königinn zu Ehren, den Scharlottensund nannte.

Im Gesichte unsers Ankerplatzes lag ein Indisches Dorf oder Hippäh, jedoch in einer Entfernung von etlichen Kanonenschüssen; und es währte nicht lange, so sahen wir von daher einige Kähne gegen uns herankommen. Allem Ansehen nach waren diese abgeschickt, uns auszuspähen, wo nicht gar schon gefangen zu nehmen. Ihre Mannschaft war wohl bewaffnet, und ungefähr eben so gekleidet, wie der erste Entdecker dieses Landes, Tasmann, die damahls von ihm gesehenen Eingebornen auf einem Kupferstiche abgebildet hat. Ihr Leib war mit hiesigem Landestuche umwickelt; zwei Ecken desselben reichten vom Rücken über die Schultern; von da hingen sie über die Brust hinab, und unterhalb derselben waren sie wieder an das um den Leib gewundene Tuch befestiget.

Unter den gewöhnlichen Herausfoderungen und Drohungen ruderten diese Herren verschiedene Mahl um das Schiff herum, und fingen alsdann den beschlossenen An-

griff mit Steinwerfen an. Unser Tupia that ihnen deßhalb zwar Vorstellungen, aber diese schienen wenig Eindruck auf sie zu machen; und wir fingen schon an, zu besorgen, daß sie uns endlich zwingen würden, Feuer auf sie zu geben, als ein sehr alter Mann unter ihnen Verlangen äußerte, zu uns an Bord zu kommen. Mit Vergnügen ermunterten wir ihn, diesen guten Gedanken auszuführen, und warfen ihm ein Seil zu, an welchem er seinen Kahn augenblicklich hart an das Schiff zog. Jetzt wollte er zu uns heraufklettern, allein seine Landsleute machten heftige Vorstellungen dagegen, und als er darauf nicht zu achten schien, ergriffen sie ihn, und wollten ihn mit Gewalt zurückhalten; indeß er blieb bei seinem Entschlusse, wand sich mit einem heitern, aber standhaften Muthe aus ihren Händen los, und kam wirklich an Bord.

Wir empfingen den ehrlichen Alten mit allen möglichen Merkmahlen der Freundschaft und Güte, und ließen ihn, nach einigem Verweilen, mit Geschenken überhäuft, zu seinen Gefährten zurückkehren. Diese begannen hierauf, sobald er wieder zu ihnen hinabgekommen war, zu tanzen, ob aus Freude und Freundschaft, oder abermahls in der Absicht, uns zum Gefecht herauszufodern, getraue ich mir nicht, zu bestimmen. Unserer bisherigen Erfahrung nach, bedeutet der Tanz bei diesen Leuten bald das Eine, bald das Andere. Sie nahmen indeß weiter nichts Feindseliges vor, sondern kehrten bald darauf nach ihrem Hippäh zurück.

Nicht lange danach ging ich selbst, nebst den meisten Herren Reisenden, gleichfalls ans Land. Wir fanden hier einen schönen Fluß, der vortreffliches Wasser führte, auch Holz in größtem Ueberfluß. Das ganze Land umher war nichts als Wald. Wir hatten das lange Netz

mitgenommen, und warfen es mit so glücklichem Erfolge aus, daß wir in zwei Zügen ungefähr drei Zentner Fische von verschiedener Art fingen, welche ich alsobald unter das sämmtliche Schiffsvolk zu gleichen Gaben austheilen ließ.

Beim Anbruch des folgenden Tages, da wir geschäftig waren, das Schiff auf die Seite zu legen, um es zu kalfatern, kamen drei Kähne zu uns her, an deren Bord über hundert Mann befindlich waren. Mit Vergnügen bemerkten wir auch verschiedene Weiber unter ihnen, weil wir dieses für ein Merkmahl hielten, daß sie nichts Feindseliges gegen uns im Schilde führten. Allein es währte doch nicht lange, so wurden sie uns so beschwerlich, daß wir besorgten, es werde dennoch Händel setzen. Mittlerweile wurde das lange Boot mit einigen Wasserfässern ans Land geschickt. Zwei der Indischen Kähne ließen sich einfallen, demselben nachzurudern, und dieses nöthigte uns, ihnen durch ein paar Schrotschüsse Furcht einzujagen. Ob wir nun gleich so weit von ihnen entfernt waren, daß wir sie unmöglich damit erreichen konnten, so that unser Drohen doch seine gute Wirkung, denn sie ließen sogleich vom Nachsetzen ab.

Die Uebrigen, welche neben dem Schiffe geblieben waren, hatten einige Fische mitgebracht, und boten dieselben feil. Diese waren zwar schon stinkend, allein um doch einigen Verkehr mit ihnen zu haben, ließen wir Einen von unsern Leuten in einem kleinen Boote zu ihnen abgehn, um sie ihnen abzuhandeln. Eine Zeit lang bezeigten sie sich ganz ehrlich dabei; endlich aber ersah Einer die Gelegenheit, haschte schnell nach einem Blatte Papier, das unser Handelsmann in der Hand hielt, und als er fehlgriff, setzte er sich augenblicklich in

Vertheidigungsstand, schwenkte sein Pätu-Pätu, und stellte sich an, als wenn er gleich zuschlagen wollte. Man feuerte hierauf mit Schrot auf ihn; einige Körner fuhren ihm ins Knie, und damit war die Sache abgethan.

Die Indier blieben indeß noch immer neben dem Schiffe, und unterredeten sich mit Tupia. Wir veranlaßten, daß ihnen dieser allerlei Fragen thun mußte, das Alterthum ihres Landes betreffend. Unter andern mußte er sich erkundigen, ob sie wol schon jemahls ein solches Schiff, wie das unsrige, gesehn, oder gehört hätten, daß dergleichen auf ihrer Küste gewesen wäre? worauf sie Nein! antworteten. Das Andenken an Tasmanns ehemahlige Anwesenheit allhier mußte also gänzlich bei ihnen erloschen sein.

Nicht bloß die Weiber, welche in diesen Kähnen waren, sondern auch einige von den Männern trugen einen Kopfputz, dergleichen wir noch nie gesehen hatten. Er bestand aus einem Busche schwarzer Federn, der in runder Form auf dem Wirbel des Kopfes angebunden war, das Haupt gänzlich bedeckte, und es dem Ansehen nach zweimahl höher machte, als es wirklich war.

Nach dem Mittagsessen stieg ich mit meinen Herren Reisegefährten und dem Tupia in die Pinasse, und fuhr mit ihnen nach einer Bucht hin, welche von unserm Ankerplatze ungefähr zwei Seemeilen weit entfernt war. Unterweges sahen wir Etwas auf dem Wasser schwimmen, das uns ein todtes Seekalb zu sein schien; als wir aber darauf zuruderten, fanden wir, daß es der Leichnam einer Frauensperson war, die dem Ansehen nach schon vor einigen Tagen gestorben sein mußte. Wir ruderten hierauf nach der Bucht, und stiegen daselbst ans Land.

Allhier hielt sich eine kleine Indische Familie auf, die über unsere Ankunft dermaßen erschrak, daß sie Alle, bis auf einen Mann nach, davon liefen. Mit diesem ließ sich Tupia sogleich in eine Unterredung ein; und als die Flüchtlinge dieses sahen, kamen sie bald wieder zurück. Nur ein einziger alter Mann und ein Kind, welche dem Frieden nicht zu trauen schienen, blieben in der Ferne stehen, und guckten verstohlner Weise durch die Bäume nach uns her.

Als wir uns bei diesen Leuten nach dem todten Körper erkundigten, den wir auf dem Wasser angetroffen hatten, erfuhren wir von ihnen, daß es eine Anverwandte von ihnen sei, die eines natürlichen Todes gestorben; daß man, dem Landesgebrauch gemäß, einen Stein an den Leichnam gebunden, und denselben hierauf in die See geworfen habe; wenn wir Letztern aber schwimmend gefunden hätten, so müsse der Stein durch irgend einen Zufall losgekommen sein.

Um die Zeit, da wir hier landeten, war die Familie eben geschäftig, ihre Speisen zuzurichten. Ein ausgeschlachteter Hund lag im Backofen verscharrt, und mehre Speisekörbe standen auf der Erde umher. Wir warfen im Vorbeigehen unsere Blicke in einen derselben, und wurden zwei ziemlich abgenagte Knochen darin gewahr, welche keinesweges von einem Hunde zu sein schienen. Bei genauerer Besichtigung bemerkten wir deutlich, daß es — Menschenknochen waren. Bei diesem Anblicke überlief uns Schauder und Entsetzen; obgleich die Sache selbst nur eine Bestätigung Desjenigen war, was wir, seit unserer Ankunft auf dieser Küste, schon oft gehört hatten.

An dem wenigen Fleische, welches an den Knochen noch übrig war, sah man augenscheinlich, daß es ge-

backen worden war, und in den Knorpeln am Ende des Knochens fanden wir noch die Spuren der Zähne, die es abgenagt hatten. Um indeß unsere Ueberzeugung von der Gewißheit des abscheulichen Gebrauchs dieser Leute, Menschenfleisch zu essen, aufs höchste zu treiben, ließen wir durch unsern Tupia fragen: was dies für Knochen wären? Die Indier antworteten, ohne das geringste Bedenken: das Gebein eines Mannes. Man fragte hierauf: wo denn das Fleisch davon hingekommen sei? und sie versetzten: das hätten sie gegessen. — Aber, sagte Tupia, warum habt ihrs mit dem Leichnam der Frauensperson, den wir auf dem Wasser schwimmen sahn, nicht auch also gemacht? — Die Frau, antworteten sie, starb an einer Krankheit, überdas war sie unsere Anverwandte, und wir essen nur die Leiber unserer Feinde, die im Gefecht umkommen. Auf die Frage, wer der Mann gewesen sei? antworteten sie: vor ungefähr fünf Tagen sei eine Anzahl von ihren Feinden in einem starkbemannten Boote in diese Bucht gekommen; davon hätten sie 7 Personen getödtet, und der Mann, wonach wir fragten, sei unter dieser Anzahl mit gewesen.

Einer von uns fragte: ob sie einige Menschengebeine hätten, auf welchen das Fleisch noch wäre? und als sie zur Antwort gaben, daß sie alles Fleisch bereits aufgezehrt hätten, stellten wir uns, als ob es uns nicht glaublich vorkäme, daß die Gebeine wirklich von einem Menschen sein sollten, und sagten, es würden wol Knochen von einem Hunde sein. Dieser Zweifel schien Einen unter ihnen in Ernst zu verdrießen; er ergriff seinen eigenen Vorderarm sehr eifrig, streckte denselben mit einer Art von Unwillen gegen uns aus, und sagte: daß der Knochen, den Herr Banks in der

Hand hielte, zu diesem Theile eines menschlichen Körpers gehört habe. Um uns zu gleicher Zeit zu überzeugen, daß das Fleisch in der That gegessen worden sei, faßte er seinen eigenen Arm mit den Zähnen, und stellte sich, als ob er äße, auch biß und nagte er noch an dem Beine, das Herr Banks genommen hatte, zog es durch den Mund, und gab durch Geberden zu verstehen, daß es ein rechter Leckerbissen gewesen sei. Alsdann gab er Herrn Banks den Knochen zurück, und dieser nahm ihn, als ein gräuliches Denkmahl von dem abscheulichen Geschmacke dieser Leute, mit sich fort.

Unter den zu dieser Familie gehörigen Personen befand sich auch eine Frau, die ihre Arme, Beine und Schenkel an verschiedenen Orten entsetzlich zerschnitten hatte. Man sagte uns, daß sie sich diese Wunden selbst beigebracht habe, um ihre Betrübniß über den Verlust ihres Mannes an den Tag zu legen, der vor kurzen von den Feinden sei getödtet und gegessen worden

Da unser Schiff ziemlich nahe an der Küste lag, so verschaffte uns die Nachbarschaft des Landes zur Nachtzeit eine Annehmlichkeit, welche wol verdiente, daß man, um ihrer zu genießen, sich einige Stunden vom Morgenschlafe entzog. Es wurden nämlich die Wälder rings umher von einer ganz unglaublichen Menge kleiner Vögel bewohnt, deren Stimme Alles, was wir von der Art je gehört hatten, an Lieblichkeit unendlich weit übertraf. Man glaubte kleine, vortrefflich gestimmte Silberglöckchen zu hören. Die Weise dieser kleinen Sänger aber war, daß sie ihre Lieder allemahl zwei Stunden nach Mitternacht anstimmten, und damit bis zu Sonnenaufgang fortfuhren.

Als wir am zweiten Tage unsers Hierseins einen Besuch von einigen Indiern hatten, unter welchen sich

auch der alte Mann befand, der bei unserer Ankunft sich zuerst bei uns an Bord gewagt hatte, und der, wie wir nachher erfuhren, Topaa hieß, lenkte unser Tupia gleich wieder das Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unserer Nachforschung, und man bestätigte heute Alles, was wir gestern schon gehört hatten. »Aber,« sagte Tupia, »wo bleiben denn die Köpfe? Eßt ihr diese auch?« Von den Köpfen, antwortete der Alte, essen wir nur das Gehirn; und das nächste Mahl, daß ich wiederkomme, will ich einen solchen Kopf mitbringen, um euch zu überzeugen, daß ich die Wahrheit rede.

Als wir bald nachher wieder ans Land gegangen waren, fanden einige unserer Leute, neben einem Ofen oder Bratloche in der Erde, drei menschliche Hüftbeine, welche die traurige Ueberzeugung, daß der unmenschliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, hier wirklich im Schwange gehe, noch mehr befestigen halfen.

Einige Tage nachher hielt unser Alter Wort. Er brachte wirklich 4 Köpfe von den 7 letzterschlagenen und verzehrten Männern mit an Bord. Das Haar, wie auch das Fleisch, waren noch unversehrt, aber das Gehirn war herausgenommen. Das daran befindliche Fleisch mußte auf irgend eine Art vor der Fäulniß verwahrt sein, denn es roch nicht. Herr Banks kaufte einen dieser Köpfe, worein der Alte ungern willigte; von den übrigen aber wollte er schlechterdings keinen mehr ablassen. Wahrscheinlich hebt man sie hier, wie in Amerika die Hirnschädel und Kopfhäute, und auf Otaheite die Kinnbacken, als Siegeszeichen auf. Bei genauer Besichtigung des gekauften Kopfes bemerkten wir, daß er einen Schlag — vermuthlich mit dem Pätu-Pätu — in die Schläfe bekommen hatte, wovon die Hirnschale war zerbrochen worden.

Am 22sten Jänner erstieg ich den Gipfel eines Berges, und wurde für die darauf gewandte Mühe reichlich belohnt; denn ich erblickte von hier aus die See auf der östlichen Seite des Landes, und bemerkte, daß aus derselben eine Durchfahrt oder ein Sund in das Meer auf der westlichen Seite führte. Die jungen Leser werden diesen Sund auf unserer Karte angegeben finden.

Am 24sten legten wir bei unsern ältesten guten Freunden in dieser Gegend, eben denjenigen, die bei unserer Ankunft hieselbst am ersten zu uns kamen, in ihrem Hippäh oder befestigten Dorfe einen Besuch ab, und wurden auch hier, wie überall, auf das freundschaftlichste aufgenommen. Mit dem vollkommensten Vertrauen führten sie uns überall in ihren Wohnungen herum, die wir sowol bequem, als auch reinlich fanden. Auch dieser Ort liegt auf einem Felsen, dessen Wände so steil sind, daß sie eine künstliche Befestigung durchaus überflüssig machen. Dennoch hatte man leichte Schanzpfähle umher gepflanzt, und an demjenigen Theile des Felsens, wo er noch einigermaßen zugänglich war, ein Streitgerüst angebracht.

Die Bewohner dieses Ortes brachten uns gleichfalls verschiedene Menschengebeine, wovon das Fleisch rein abgenagt war, und boten sie feil; denn unsere Neugierde hatte einen ordentlichen Handelszweig daraus gemacht. In einer Gegend dieses Dorfs sahen wir, nicht ohne Verwunderung, ein Kreuz, welches einem christlichen Kreuze vollkommen ähnlich war. Es war mit Federn geziert; und auf unsere Frage: zu welchem Zwecke es errichtet worden sei? erhielten wir zur Antwort: es sei das Denkmahl eines verstorbenen Mannes. Da wir uns aber weiter erkundigten: was man mit

dem Leichnam des Mannes, zu dessen Andenken das Kreuz aufgerichtet worden sei, gemacht habe, wollten sie uns keine Antwort darauf geben.

Als wir Tags darauf in einer kleinen Bucht ans Land gingen, um Meerraben zu schießen, die wir hier von vortrefflichem Geschmack fanden, trafen wir eine zahlreiche Familie von Indiern an. Einige von diesen guten Leuten kamen uns sogleich entgegen, und luden uns ein, mit ihnen zu dem Reste ihrer Gesellschaft zu gehen; worein wir denn auch gern willigten. Die ganze Partei bestand aus ungefähr dreißig Personen an Männern, Weibern und Kindern. Alle empfingen uns mit den herzlichsten Freundschaftsbezeigungen. Wir theilten einige Bänder und Glaskorallen unter sie aus; darüber wurden sie über die Maßen entzückt, und Alle, Junge und Alte, Männer und Weiber fielen uns dafür um den Hals, und herzten und küßten uns. Um uns aber ihre Dankbarkeit zugleich auf eine thätige Weise zu erkennen zu geben, schenkten sie uns auch einige Fische.

Am 22sten erstieg ich, in Begleitung der Herren Banks und Solander, abermahls einen sehr hohen Berg, um die neulich von mir entdeckte Straße, welche aus dem östlichen in das westliche Meer führt, noch einmahl in Augenschein zu nehmen. Wir hatten das Vergnügen, sie daselbst vollkommen übersehen zu können. Da wir eine Menge von Steinen allhier liegen sahen, so errichteten wir eine Spitzsäule davon, und legten eine bleierne Kugel, Schrotkörner, Glaskorallen und andere dergleichen Dinge hinein, die wir gerade bei uns hatten, um jeden Europäer, der etwa nach uns hierher kommen und diesen Steinhaufen niederreißen möchte, dadurch zu über-

eugen, daß andere Europäer schon vor ihm hier gewesen wären.

Nachdem wir dieses Geschäft geendiget hatten, besuchten wir ein anderes Indisches Städtchen, welches gleich dem vorigen, auf einer kleinen Felseninsel angelegt war, und einen so gefährlichen Zugang hatte, daß wir, um unsere Neugierde zu befriedigen, Gefahr liefen, die Hälse zu brechen. Auch hier empfing man uns mit offenen Armen, führte uns überall umher, und zeigte uns Alles, was man nur für sehenswürdig hielt. Dieses Städtchen bestand, gleich dem vorigen, aus 80 bis 100 Häusern; es bedurfte hier aber, an einem durch die Natur schon so sehr befestigten Orte, nur eines einzigen Streitgerüstes. Wir schenkten den Einwohnern einige Nägel, etwas Band und Papier, welches ihnen so viel Vergnügen machte, daß sie beim Abschiednehmen unser Boot aus Erkenntlichkeit mit gedörrten Fischen anfüllten, wovon sie ansehnliche Vorräthe gesammelt hatten. Man sieht, daß die schöne Tugend der Dankbarkeit ein von Gott selbst uns eingepflanzter Trieb sein müsse, weil wir sie sogar bei diesen rohen Naturmenschen, ohne alle Erziehung und Bildung, fanden. Schande über den sorgfältig erzogenen Europäer, der von einer so natürlichen und menschlichen Tugend weniger, als ein Wilder, aufzuweisen hat!

Am 30sten schickte ich früh Morgens ein Boot nach einer benachbarten Insel ab, um Selleri zu holen. Als man hiermit beschäftiget war, landeten ungefähr 20 von den Eingebornen, Männer, Weiber und Kinder, neben einigen unbewohnten Hütten. Fünf oder sechs Weibspersonen setzten sich alsobald auf die Erde nieder, und fingen an, sich die Beine, Arme und Gesichter mit Muscheln oder scharfen Stücken von Talkstein abscheu-

lich zu zerfetzen. Unsere Leute erfuhren, daß die Männer derselben neulich von den Feinden waren erschlagen worden, und daß die Weiber nun auf diese barbarische Weise ihre Betrübniß darüber ausdruckten. Das Sonderbarste dabei war, daß die Indischen Männer von dieser entsetzlichen Feierlichkeit nicht die geringste Bemerkung nahmen, sondern, ohne darauf zu achten, sich mit der Ausbesserung der Hütten beschäftigten.

Der Schiffszimmermann hatte unterdeß zwei Pfosten zurecht gehauen, die ich als Denkmähler unsers Hierseins zurücklassen wollte. Ich ließ den Namen des Schiffs, nebst dem Jahr und dem Monate unsers Hierseins, darein hauen, und richtete den einen derselben bei der Wasserstelle, den andern auf einem nahe liegenden Eilande auf, worauf ich unsere Flagge von denselben wehen ließ. Unserm alten Manne, der dabei zugegen war, ließ ich durch den Tupia bedeuten, daß wir ein Denkmahl errichteten, um jeden andern Schiffe, welches etwa nach uns hieherkommen sollte, ein Zeichen zu geben, daß wir schon vor ihm dagewesen wären. Die Indier waren dies nicht nur gern zufrieden, sondern versprachen auch, daß sie es niemahls niederreißen wollten. Ich beschenkte darauf Jeden von ihnen; dem alten Manne insonderheit gab ich ein drei Pence-Stück vom Jahre 1736, nebst einigen großen Nägeln, auf welche das königliche Zeichen des breiten Pfeils tief eingedrückt war, weil ich glaubte, daß diese Dinge sich wahrscheinlich an längsten unter ihnen erhalten würden. Ich beehrte hierauf diese Gegend mit dem Namen Königinn Charlottensund, und nahm von diesem und dem benachbarten Lande im Namen Sr. Großbritannischen Majestät, Königs Georg III., förmlich Besitz. Wir tranken hierauf eine Flasche Wein auf der Kö-

niginn Gesundheit aus, und schenkten die leere Flasche unserm Alten, der eine unbeschreibliche Freude darüber empfand.

Da ich jetzt entschlossen war, sobald als möglich wieder unter Segel zu gehen, um die von den Bergen herab bemerkte Straße aufzusuchen, so ging ich noch einmahl nach dem nächstgelegenen Hippäh, und kaufte einen beträchtlichen Vorrath durchschnittener und gedörrter Fische ein, um ihn, als Seemundvorrath, mitzunehmen. Beim Abschiednehmen schienen einige Indier über unsere bevorstehende Abreise betrübt, andere hingegen vergnügt zu sein. Es waren sogar Einige unter ihnen, welche darüber, daß man die Fische verkaufte, durch deutliche Zeichen ihr Mißvergnügen zu erkennen gaben.

Unsere Abreise erfolgte nun zwar den Tag darauf; aber aus Mangel eines günstigen Windes mußten wir bald darauf wieder vor Anker gehn. Die Herren Banks und Solander benutzten diesen Umstand, um, wo möglich, noch eine kleine Nachlese für die Naturgeschichte zu halten. Da sie in dieser Absicht noch einmahl ans Land gegangen waren, stießen sie auf die liebenswürdigste Indische Familie, welche sie je gesehen hatten. Die Hauptpersonen bei derselben waren eine Witwe und ein Knabe von etwa zehn Jahren; die erste betrauerte ihren Mann, dem Landesgebrauche gemäß, unter Vergießung manches Blutstropfens, und das Kind war durch den Tod seines Vaters Herr von dem Lande geworden, wo wir unser Holz gefällt hatten. Beide saßen auf Matten, und der übrige Theil der Familie, an der Zahl ungefähr 17, männliches und weibliches Geschlechts, saß rings um sie herum. Ihr ganzes Betragen war leutselig, verbindlich und ohne Mißtrauen. Sie gaben einem jeden von ihren Europäischen Gästen einen Fisch

und einen Feuerbrand, um solchen zuzubereiten, und ersuchten sie zu wiederholten Mahlen, bis zum nächsten Morgen bei ihnen zu bleiben. Unsere Reisenden würden das auch gern gethan haben, wenn sie nicht hätten erwarten müssen, daß das Schiff wieder unter Segel gehen würde.

Wir schifften nunmehr auf die entdeckte Straße los; aber noch ehe wir in dieselbe einlaufen konnten, hätten wir beinahe das Unglück gehabt, unser Schiff an einem Felsen scheitern zu sehen. Da nämlich die Ebbe eintrat, wurden wir von dem Strome des ablaufenden Wassers so schnell gegen eine Felseninsel, die sich senkrecht aus dem Meere erhob, fortgerissen, daß wir, bevor wir das einzige zu unserer Rettung übrige Mittel anwenden konnten, nur noch eine Kabeltaulänge davon entfernt waren. Dieses Mittel bestand nämlich in der plötzlichen Auswerfung eines Ankers, von welchem aber noch gar nicht ausgemacht war, ob er auch fassen würde. Er faßte indeß glücklich. Allein auch dieses würde uns noch nicht gerettet haben, wenn nicht der Strom durch das Anprallen gegen die Insel eine andere Richtung bekommen, und uns dadurch jenseits der ersten Spitze hinausgeführt hätte.

Durch die Straße selbst wurden wir von Wind und Ebbe sehr schnell fortgetrieben. Das Land auf der nördlichen Seite derselben wird von den Eingebornen Faheinomauwe, das gegen Süden hingegen Poenämmuh genannt. Die Straße wurde von meinen Herren Reisegefährten nach meinem Namen die Cookstraße genannt.

21.

Fahrt von der östlichen Mündung der Cookstraße rings um die südliche Hälfte von Neuseeland, wodurch dieses Land gänzlich umschifft wurde. Allgemeine Nachricht von Neuseeland. Beschreibung der Eingebornen.

Nachdem wir nunmehr die nördliche Hälfte von Neuseeland, nämlich die Insel Faheinomauwe rund umschifft hatten, so beschloß ich mit der südlichen Hälfte dieses Landes, Poenämmuh genannt, ein Gleiches zu thun. Sobald wir daher die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerte ich längs der östlichen Küste des südlichen Landes gen Süden hin.

Die ersten Eingebornen, die wir auf dieser neuen Fahrt zu Gesicht bekamen, wagten sich zwar in ihren Kähnen bis auf einen Steinwurf weit an unser Schiff heran; aber dann hielten sie auch stille, und gafften uns mit Blicken an, die keine andere Empfindung, als bloßes leeres Erstaunen ausdruckten. Tupia strengte zwar alle seine Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, näher zu kommen; aber es war umsonst. Nachdem sie uns eine Zeit lang angestaunt hatten, kehrten sie wieder um, und ruderten der Küste zu.

Es ist sonderbar, wie sehr verschieden der Eindruck war, den wir zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf die Bewohner dieses Landes machten, und wie sehr ungleich sie sich gegen uns betrugen. Bald sahen wir uns, wie diesmahl, mit stummen Ausdrücken des Erstaunens und der Furchtsamkeit angegafft; bald wurden wir, ohne die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben, als erklärte Feinde angefallen; bald sahen wir uns nicht der mindesten Aufmerksamkeit werth geachtet, und wiederum bei andern Gelegenheiten ka-

men die Indier, ohne unsere Einladung abzuwarten, mit der größten Vertraulichkeit und Zuversicht bei uns an Bord. Hätten wir nun gleich, nach der ersten oder zweiten Zusammenkunft mit diesen Leuten, uns anmaßen wollen, ihre Gemüthsart und ihre Sitten zu beschreiben, und hätten wir, wie es in Reisebeschreibungen so oft geschieht, Das, was wir an einzelnen Menschen bemerkten, übereilter Weise von der ganzen Völkerschaft behaupten wollen, so sieht ein Jeder, wie einseitig und unrichtig unsere Beschreibung ausgefallen sein würde. Mögen meine jungen Leser hieraus lernen, daß man, wenn von ganzen Gesellschaften oder Völkern die Rede ist, in seinem Urtheile darüber nie zu behutsam sein könne.

Am 17ten Hornung befanden wir uns bei einer Insel, die ich, Herrn Banks zu Ehren, die Banksinsel nannte. Sie lag ungefähr fünf Seemeilen weit von uns entfernt. Von hier schifften wir, ohne merkwürdige Vorfallenheiten, bis zum 9ten März, an welchem Tage wir das äußerste südliche Ende dieses Landes erreichten. Ich nannte dasselbe das Südkap; und nunmehr fingen wir an, die westliche Küste entlang wieder nordwärts zu segeln. Einer Insel, welche uns bald darauf zu Gesicht kam, gab ich, dem Doktor Solander zu Ehren, den Namen Solandersinsel.

Das feste Land in dieser Gegend besteht aus erstaunlich hohen Kettengebirgen, welche überall nackt, und nur auf den Gipfeln mit Schnee bedeckt sind, der vielleicht von der Schöpfung her allda gelegen haben mag. Eine rauhere, unholdere und ödere Gegend, als diese ist, kann man sich unmöglich denken. Das Kettengebirge lief von Süden gen Norden durchs ganze Land hin.

Am 27sten Mai langten wir wieder in derjenigen Gegend an, der ich den Namen Königinn Scharlottensund gegeben hatte, so daß nunmehr das ganze Land von uns umschifft worden war. Da wir unsern Wasservorrath jetzt ganz verbraucht hatten, und dafür sorgen mußten, ihn, bevor wir dieses Land verließen, wieder zu ersetzen, so legte ich das Schiff in einer kleinen Bucht neben dem Scharlottensunde zu diesem Behuf vor Anker. Wir gingen alsdann ans Land, wo wir zwar verschiedene verlassene Hütten, aber nirgends Menschen zu sehen bekamen.

Ich hatte nunmehr die Wahl, ob ich von hier aus wieder um das Vorgebirge Horn auf dem Feuerlande, von wannen wir gekommen waren, zurück, oder gerade aus nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung hinsegeln, oder endlich über Ostindien nach Europa zurückkehren wollte. Nach vorhergegangener Berathschlagung mit meinen Offizieren, wählte ich aus wichtigen Gründen das Letzte.

Aber ehe wir Neuseeland ganz verlassen, muß ich das Merkwürdigste von unsern Beobachtungen über dieses beträchtliche Land noch kurz zusammenfassen, um Dasjenige zu ergänzen, was ich in meiner bisherigen Erzählung etwa mag übergangen haben.

Die beiden Inseln, aus welchen dieses Land besteht, liegen zwischen dem 34sten und 48sten Grade südlicher Breite, so daß die ganze Ausdehnung derselben, von dem Nordkap bis zum Südkap, gegen 100 Deutsche Meilen beträgt.

Die südliche Insel, Poenämmuh genannt, ist ein überaus gebirgiges, und, allem Ansehen nach, unfruchtbares und unbevölkertes Land. Denn außer den Eingebornen, die wir im Scharlottensunde sahen, und den

wenigen, von welchen wir in einiger Entfernung angegafft wurden, kamen uns gar keine Menschen mehr zu Gesicht. Die nördliche Insel hingegen, Faheinomauwe genannt, hat ein weit besseres Ansehn. Sie ist zwar auch gebirgig, aber die Berge sind hier mit Gehölz bekleidet, und die zwischen denselben befindlichen Thäler werden von Bächen und Flüssen bewässert. Jeder von uns war der Meinung, daß alle Arten von Europäischen Feld- und Gartenfrüchten hier vollkommen gut fortkommen würden. Der Sommer war hier nicht heißer, als er in England zu sein pflegt; der Winter aber muß, wie sichs aus verschiedenen Pflanzen, die wir hier vorfanden, schließen läßt, ungleich milder sein. Dieses Land würde daher eine Europäische Ansiedelung nicht nur mit den Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch mit den entbehrlichern Mitteln zum Wohlleben reichlich versorgen können.

Von vierfüßigen Thieren sahen wir hier keine andere, als Hunde und Katzen, und zwar von den letzten nur sehr wenige. Die ersten halten sich auch hier, wie bei uns, unter den Menschen auf, von welchen ihr Fleisch zur Speise, ihr Fell zur Kleidung gebraucht wird. Daß es gar keine andere vierfüßige Thiere in diesem Lande geben müsse, schlossen wir daraus, weil wir bei den Eingebornen gar keine andere Felle bemerkten. Unter den Vögeln, deren es hier gleichfalls nicht gar viele Arten giebt, bemerkten wir, außer der Erdmöve, keine von denen, welche in Europa bekannt sind. Zwar giebt es allhier Enten, Meerraben, Falken, Eulen und Wachteln, welche den unsrigen einigermaßen ähnlich sind; aber bei näherer Untersuchung fand es sich doch, daß sie auf eine sehr merkliche Weise davon abgehen. Der Mangel an Landthieren aber, den wir hier ver-

spürten, wird durch die Menge und Mannichfaltigkeit sowol gesunder als auch wohlschmeckender Fische, wovon das Meer hier an allen Orten wimmelt, reichlich ersetzt.

Was das Pflanzenreich betrifft, so bestehn die hiesigen Landeserzeugnisse aus herrlichen Bäumen, welche in ungeheuern Waldungen dastehn. Diese würden, ihrer Größe, ihres geraden Stammes, ihres festen und dauerhaften Holzes wegen, zu jeder Art von Bauwerk, nur zu Masten nicht, als wozu sie zu schwer sind, ungemein tauglich sein. Eine Gattung derselben zeichnete sich besonders zur Zeit unsers Hierseins durch eine Scharlachblüthe aus, die aus vielen in einander geschlungenen Fäden besteht. Dieser Baum ist von der Größe einer Eiche, und hat ein außerordentlich hartes und schweres Holz. Der Boden in diesen Waldungen ist größtentheils mit sehr hohen Kräutern bewachsen, welche unsern Naturforschern eine reiche Ernte an Beobachtungen für die Pflanzenkunde darboten. Von Küchengewächsen fanden wir nur wenige hier. Unter diesen wurde der wilde Selleri und eine gewisse Art von Kresse von unsern Leuten sehr wohlschmeckend und für die Gesundheit wohlthätig gefunden. Die Eingebornen ziehen auch Kürbisse, deren Schalen sie sich zu allerhand Gefäßen bedienen.

Von dem Chinesischen Maulbeerbaume, welcher hier gleichfalls, wiewol nur selten gefunden wird, machen sie, wie die Bewohner der Südsee-Inseln, zwar auch ein Zeug, aber in so geringer Menge, daß sie es nur, statt anderer Zierrathen, in die Ohren hängen. Fruchtbäume bemerkten wir hier ganz und gar nicht, man müßte denn eine gewisse Staude dazu rechnen wollen, die eine ganz unschmackhafte Beere trug. Dahin-

gegen bringt das Land eine Pflanze hervor, deren die Eingebornen sich statt des Flachses oder Hanfs auf eine so geschickte Weise bedienen, daß ihre daraus verfertigten Schnüre und Stricke an Stärke und Dauerhaftigkeit allen Europäischen Arbeiten dieser Art bei weiten vorzuziehen sind.

Ob das Land auch an Metallen ergiebig sei, können wir, bei der geringen Kenntniß, die wir davon erlangten, nicht entscheiden. Alles, was wir in diesem Stücke bemerken konnten, war eine Menge Eisensand, den wir in der Merkuriusbucht vorfanden.

Was die Eingebornen betrifft, so sind sie, im Ganzen genommen, von dem größten Europäischen Wuchse, fleischig und von starken Gliedmaßen, aber nicht feist, wie die trägen und üppigen Bewohner der Südseeinseln. Sie sind vielmehr geschäftig und stark, und zeigen in allen ihren Verrichtungen eine ausnehmende Geschicklichkeit. Ihre Farbe ist größtentheils braun, nur bei einzelnen Personen etwas dunkeler als die Farbe eines von der Sonne gebrannten Spaniers. Beide Geschlechter tragen fast einerlei Kleidungsstücke, so daß man die Frauenspersonen nur an ihrer außerordentlich sanften Stimme unterscheiden kann. Sowol das Haupthaar, als auch der Bart sind bei diesen Leuten schwarz; ihre Zähne hingegen sind so weiß, wie Elfenbein, und sehr wohl gestellt. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge, und genießen, dem Ansehen nach, einer vollkommenen und dauerhaften Gesundheit.

In ihrem Betragen unter einander waren sie überaus leutselig; aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und schenken ihnen nie das Leben. Sowol die beständigen Feindseligkeiten, worin die verschiedenen Stämme gegen einander leben, als auch der abscheu-

liche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, scheinen ihren Grund in einem Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln zu haben. Eines beständigen Krieges gewohnt, waren sie stets bereit, uns feindselig anzugreifen, so oft wir zum erstenmahl in eine Gegend kamen. Anfangs kannten sie keine andere Ueberlegenheit, als diejenige, welche in der größern Menge besteht; und so oft sich diese auf ihrer Seite befand, hielten sie alle unsere Bemühungen, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, für bloße Beweise unserer Furchtsamkeit. Sobald sie aber die Wirkungen unseres Schießgewehrs erkannten, und zugleich überzeugt wurden, daß wir uns dieser zerstörenden Waffen nur zur Nothwehr, und allemahl mit der größten Mäßigung bedienten, so bezeigten sie sich augenblicklich liebreich, freundlich und zutraulich gegen uns. Auch dieses verdient angemerkt zu werden, daß wir, sobald erst ein ordentlicher freundschaftlicher Umgang zwischen uns errichtet worden war, sehr selten Ursache hatten, uns über Diebstähle oder Betrügereien zu beschweren. So lange sie uns aber noch feindselige Gesinnungen zutrauten, und uns für Leute hielten, die auf ihre Kosten sich zu bereichern dächten, trugen sie im mindesten kein Bedenken, uns auf jede ihnen mögliche Weise zu hintergehen und zu übervortheilen.

In Absicht der Schamhaftigkeit gingen sie in ihren Sitten sehr weit von unsern Freunden in der Südsee ab; denn sie beachteten sowol in ihren Gesprächen, als auch in ihrem ganzen Betragen eine so zurückhaltende Bescheidenheit und so viel Wohlstand, als man unter den gesittetsten Völkern in Europa nur immer bemerken kann.

Der garstige Gebrauch, sich, gleich den Isländern,

das Haar mit Thran und ausgeschmelztem Fette zu salben, macht, daß diese Leute einen Europäer eben so, wie die Hottentotten, anstinken. Die Männer tragen kurze Bärte, binden das Haar auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, und stecken, nebst einem knöchernen oder hölzernen Kamme, allerhand Federn zum Zierrath hinein. Die Weiber hingegen haben das Haupthaar zuweilen verschnitten, bisweilen lassen sie es auch lang über die Schultern hangen. Beide Geschlechter bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken, welche von ihnen Amoko genannt werden; und sie gehen bei der Eingrabung dieser Zeichen gerade so zu Werke, wie die Bewohner der Südseeinseln. Die Weiber pflegen sich nur die Lippen zu färben, und hie und da an ihrem Körper ein schwarzes Fleckchen, gleich einem Schönpflästerchen, anzubringen. Die Männer hingegen scheinen diesen Schmuck mit zunehmenden Jahren zu vergrößern, dergestalt, daß Einige, die schon sehr betagt zu sein schienen, vom Kopfe bis zu den Füßen beinahe ganz damit bedeckt waren. Außer dem Amoko lassen sie sich auch noch gewisse, gemeiniglich schneckenförmige Furchen oder Linien eingraben, so wie man etwa die Rinde eines jungen Baums aufzuritzen pflegt. Auch diese werden schwarz gefärbt, wodurch das Gesicht dieser Leute ein recht abscheuliches Ansehn erhält. Diese Linien sind übrigens sehr gleichförmig, und auf beiden Seiten des Gesichts vollkommen ebenmäßig gezogen. Ihre Einbildungskraft ist dabei so fruchtbar an Erfindungen neuer Muster, daß unter Hunderten nicht Zwei gefunden wurden, welche völlig auf einerlei Weise bezeichnet waren. Es ist merkwürdig, daß der Hintertheil, welchen die Otaheiter mit dergleichen Zierrathen am meisten überladen, bei den Neuseeländern gemeiniglich ganz leer aus-

geht. Aber man begnügt sich hier nicht bloß mit den jetztbeschriebenen, der Haut einverleibten Zeichen und Linien, sondern sie bemahlen auch noch überdas ihre Leiber mit Bergroth, welches sie entweder trocken einreiben, oder mit Oel vermischt in großen Flecken aufschmieren.

Damit aber der junge Leser von dem sonderbaren Ansehen eines Neuseeländers eine noch anschaulichere Vorstellung bekomme, als eine bloß wörtliche Beschreibung zu geben vermag, so ist durch das Titelkupfer, welches man diesem Bande beigefügt hat, dafür gesorgt worden.

Die Kleidung dieser Leute ist eine der rohesten, die man sich denken kann. Aus den Blättern einer Art von Schwertlilien verfertigen sie grobe, zottige Matten, welche ihre gewöhnliche Bedeckung ausmachten. Diese bestehn aus zwei Stücken, deren eins um die Schultern geschlagen, das andere um den Unterleib gewunden wird. Das erste, welches vorn offen ist, reicht bis an die Knie, das andere hingegen beinahe bis auf die Erde hinab. Außer diesen Matten bedienen sie sich auch einer gewissen Art Tuchs, dessen Oberfläche glatt ist, und welches demjenigen gleicht, welches die Einwohner von Südamerika verfertigen. Man macht dasselbe in einem besondern Rahmen, der so groß als das zu verfertigende Stück, gemeiniglich 5 Fuß lang und 4 Fuß breit ist; über diesen Rahmen werden die Fäden, welche in die Länge laufen sollen, d. i. der Aufzug, gespannt, die Querfäden hingegen, oder den Einschlag, arbeiten sie mit der Hand hinein, welches eine höchst langweilige Arbeit sein muß.

Ihr größter Kleiderputz aber besteht aus Pelzwerk, welches ihnen die Felle ihrer Hunde liefern. Mit die-

sem gehen sie denn auch so sparsam um, daß sie es in Streifen schneiden, und diese in einer gewissen Weite von einander auf die Kleider nähen. Es scheint hieraus zu folgen, daß auch das Hundegeschlecht gar nicht zahlreich bei ihnen sein müsse. Zuweilen kamen uns Einige zu Gesicht, die ihre Kleider, statt des Pelzwerks, mit Federn geziert hatten; und Einer unter diesen hatte sein ganzes Kleid über und über mit rothen Papageienfedern besetzt.

Die Weiber dieses Landes scheinen in Ansehung Eines Punkts von allen andern ihres Geschlechts eine merkwürdige Ausnahme zu machen; darin nämlich, daß sie gegen Kleider und Putz gleichgültiger, als die Männer, zu sein das Ansehn haben. Ihr Haar tragen sie entweder kurz verschnitten, oder, wenn sie es ja wie die Männer wachsen lassen, so binden sie es doch nie auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, zieren es auch nicht mit Federn, sondern lassen es ganz natürlich auf die Schultern herabfallen. Ihre Kleidungsstücke sind mit denen, welche die Männer tragen, völlig einerlei, nur daß sie das Unterkleid fest um den Leib binden und sich desselben nie entledigen, als wenn sie ins Wasser gehn, um Seekrebse zu fangen. Auch in Ansehung der Schamhaftigkeit verdienen diese wilden Frauenspersonen manchen unserer feinen Europäischen Weiber als Muster zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Beide Geschlechter haben die Ohren durchbohrt, und die Löcher waren durch die beständige Ausdehnung nach und nach so groß geworden, daß man wenigstens einen Finger hindurch stecken konnte. Sie tragen allerlei Zierrathen in denselben, die aber freilich nur nach ihrem, nicht nach unserm Geschmacke, zieren, z. B. Tuch, Federn, Knochen großer Vögel, bisweilen sogar nur

kleine hölzerne Stecken. Auch die Nägel, die sie von uns erhielten, pflegten sie an diesem, dem Putze geweihten Orte zu verwahren, und überhaupt Alles dahin zu stecken, was sich durch die Löcher nur hindurch zwingen ließ. Die Weiber ziehen bisweilen die schneeweißen Flaumfedern gewisser Meervögel hindurch, und diese breiten sich dann hinter und vor dem Ohre in einen Busch aus, der fast so dick als eine Faust ist. Dies läßt freilich sonderbar, aber doch gar nicht häßlich. Außerdem ziehen sie auch Schnüre durch die Ohren, an welchen noch mehr Zierrathen hangen, wie z. B. Meißel und Pfriemen, aus grünem Talkstein verfertiget, deßgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, auch Hundszähne, und überhaupt Alles, was ihnen seiner Seltenheit wegen oder aus andern Gründen schätzbar ist.

Die Weiber schmücken sich auch mit Arm- und Fußbändern, welche sie aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln und aus andern Dingen verfertigen, die sie durchbohren und an einen Faden reihen können. Einige Männer tragen dagegen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück Talkstein oder Wallfischknochen, in Form einer Zunge, worauf eine Mannsfigur, aber, wie man denken kann, ziemlich unförmlich eingegraben ist. Diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Einer hatte sich den Knorpel der Scheidewand zwischen den beiden Naselöchern durchbohrt und eine Feder durchgesteckt, welche auf beiden Seiten über die Backen hervorragte. Auch dieses sollte vermuthlich eine Zierde sein.

Der junge Leser sieht hieraus, wie sehr verschieden der Geschmack der Menschen in verschiedenen Ländern ist; und er wird sich darüber um so weniger wundern, wenn er bedenkt, wie schnell oft unter uns, die wir

uns eines gebildeten Geschmacks rühmen, die wandelbare Mode sich ändert, und mit allgewaltiger Hand das Schöne häßlich und das Häßliche wieder schön zu machen versteht. Der Kluge befleißiget sich in Dingen dieser Art, wie in seinen Handlungen und Sitten überhaupt, einer edlen Einfachheit, und sucht zwischen dem Aeußersten der alten und der neuesten Mode eine wohlgewählte Mittelstraße zu halten. Dadurch erreicht er den doppelten Vortheil, sich von den Regeln eines wirklich guten Geschmacks nicht zu weit zu entfernen, und, ohne etwas Auffallendes an sich zu haben, seine Kleidungsstücke nicht mit jedem Monat ändern zu müssen. Sollte diese Verfahrungsart nicht von jedem vernünftigen Menschen angenommen zu werden verdienen?

22.

Von den Wohnungen, der Kost und Lebensart der Eingebornen. Von ihrer Schifffahrt, ihren Werkzeugen und Waffen, ihrem Kriegstanz und Gesang, ihrer Religion und Sprache.

Auf keine Sache verwenden diese Leute weniger Sorgfalt und Kunst, als auf den Bau und die Einrichtungen ihrer Wohnungen. Diese sind daher, wenn man die Größe ausnimmt, kaum so gut und so bequem, als bei uns ein Hundestall.

Die erste Anlage dieser Gebäude, oder die Zimmerarbeit, wenn man will, besteht gemeiniglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind nur von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedeckt ist. Zuweilen ist noch eine Bedeckung von Baumrinde hinzugekommen. Die Hausthür ist so klein, daß ein Mann kaum auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Nahe bei dieser sogenannten Thür ist ein viereckiges Loch, welches zugleich

die Stelle eines Fensters und eines Rauchfanges vertritt; denn der Feuerherd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beiden Seiten der Wohnung. Der dazu bestimmte Platz ist durch hölzerne oder steinerne Scheidewände eingeschlossen, und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Eine solche Wohnung ist ungefähr 5 bis 6 Fuß hoch, und selten über 18 bis 20 Fuß breit.

Ihr Hausrath und ihre Werkzeuge bestehen aus sehr wenigen Stücken. Es gehören dazu ihre Speisekörbe, die Kürbißflaschen, die Hämmer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen, und einige andere einfache und schlecht gemachte Werkzeuge, die, mit ihren Kleidern, Waffen und einigen Federn zum Haarputze, ihren ganzen Reichthum ausmachen.

Einige der Vornehmern des Landes, deren Haushaltungen zahlreich sind, besitzen ein Gehöfte von 3 bis 4 Häusern; diese sind dann zusammen von einer Wand umzogen, die aus Stangen mit dazwischen gestecktem Heu besteht, und ungefähr 10 bis 12 Fuß hoch ist.

Von der Art, wie sie ihre Dörfer oder Städtchen anlegen und zu befestigen wissen, ist schon oben geredet worden.

Ungeachtet nun diese Leute innerhalb ihrer Häuser vor der Strenge der Witterung gut genug verwahrt sind, so scheinen sie doch bei ihren Herumwanderungen, wenn sie Farrenkraut sammeln, oder Fische fangen, nicht das geringste daraus zu machen, dagegen geschützt zu sein, oder nicht. Bisweilen pflegten sie wol in dergleichen Fällen eine Art von Schirmdach gegen den Wind aufzurichten; oftmahls hingegen gebrauchten sie die Fürsorge nicht, sondern schliefen mit ihren Weibern und

Kindern bloß unter ein wenig Strauchwerk, wobei sie ihre Waffen rings umher an die Bäume lehnten.

Ihr vornehmstes Nahrungsmittel ist die Farrenkrautwurzel, die für sie die Stelle des Brots vertritt. Die Vögel geben nur bisweilen einen Schmaus für sie ab, Fische genießen sie desto häufiger, so wie sie es auch in der Geschicklichkeit, Netze zu stricken, weiter gebracht haben, als irgend ein anderes Volk, welches ich kenne.

Da sie keine Geschirre haben, worin man Wasser sieden könnte, so schränkt sich ihre ganze Kochkunst nur auf Backen und Braten ein. Beides verrichten sie ungefähr auf die nämliche Weise, wie die Bewohner der Südseeinseln.

In den nördlichen Gegenden sieht man, wie schon oben angemerkt worden ist, viel wohlbearbeitete Felder, auf welchen sie Yamswurzeln und süße Kartoffeln bauen; in den südlichen Gegenden aber sah man dergleichen nirgends. Daß die Farrenkrautwurzeln und die Fische nicht in allen Jahrszeiten zu bekommen sein müssen, läßt sich aus den gedörrten Vorräthen schließen, die sie von beiden gesammelt hatten, und wovon sie nur selten und mit Mühe zu bewegen waren, uns Etwas abzulassen. Dieser Umstand scheint meine Meinung zu bestätigen, daß dieses Land kaum so viel hervorbinge, als hinreichend ist, die dermahlige, nicht sehr beträchtliche Anzahl seiner Einwohner zu ernähren, und daß diese durch Hunger zu unaufhörlichen Feindseligkeiten wider einander, und zu dem unmenschlichen Gebrauche, die Leiber ihrer erschlagenen Feinde zu essen, sich gezwungen sehen.

So viel wir erfahren konnten, ist Wasser durchgängig ihr einziges Getränk. Ein Mittel, sich zu berauschen, schienen sie gar nicht zu haben, und in diesem

Punkte sind sie glücklicher, als irgend eins von allen mir bekannten Völkern.

Da Unmäßigkeit und Müßiggang die Quelle der allermeisten Krankheiten sind, so ist es kein Wunder, daß diese Leute, bei ihrer genügsamen, natürlichen und immer thätigen Lebensart, einer vollkommenen und ununterbrochenen Gesundheit genießen. So oft wir sie auch in ihren Wohnörtern besuchten, und so aufmerksam wir sie auch betrachteten, so konnten wir doch nie auch nur eine einzige Person entdecken, die mit irgend einer Krankheit behaftet gewesen wäre, oder sonst ein körperliches Gebrechen an sich gehabt hätte. Ein Beweis hingegen von ihrer vollkommenen Gesundheit und von der Unverdorbenheit ihrer Säfte fanden wir unter andern darin, daß die Wunden, die sie während unsers Hierseins empfingen, in kurzer Zeit so ganz von selbst und ohne allen Gebrauch irgend eines Mittels, wieder zuheilten, da doch einige dieser Wunden allerdings sehr beträchtlich waren. Ebendieses bewies denn auch die große Menge alter Leute, die wir hier vorfanden. Viele dieser Greise schienen ein hohes Alter erreicht zu haben, wie man daraus schließen konnte, daß sie Haare und Zähne bereits verloren hatten; und dennoch war Keiner derselben kraftlos, wie bei uns die Alten sind, und wenn sie gleich nicht mehr die ganze Leibesstärke junger Leute besaßen, so gaben sie doch an Heiterkeit und Munterkeit diesen gar nichts nach.

Junger Leser! Scheint Gesundheit, scheinen langes Leben, Befreiung von körperlichen Schmerzen, Heiterkeit und Fröhlichkeit dir wünschenswürdige Güter zu sein, so lerne hier abermahls, wie du dich derselben bemächtigen kannst. Lebe — nicht gerade wie ein roher Neuseeländer — aber doch, so weit es einem gesitteten

Menschen in angebaueten Ländern möglich ist, der Natur gemäß, einfach, mäßig, arbeitsam! Dies ist das untrügliche Mittel dazu. Verschmähe also alle erkünstelte Genüsse; schränke dich auf das Nothwendige, Einfache und Natürliche ein; fliehe die üppigen Vergnügungen, und gewöhne dich zu einer rastlosen körperlichen und geistigen Thätigkeit. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker lehrt, daß dieses Mittel, zur Beförderung der Gesundheit an Leib und Seele, ganz untrüglich sei. —

Die Geschicklichkeit der Neuseeländer, in Handarbeiten, zeigt sich nirgends deutlicher, als an ihren Kähnen. Diese sind zwar schmal, aber so lang, daß sie 40, 80, ja wol 100 bewaffnete Männer führen können. Einer, den wir maßen, war 68 einen halben Fuß lang, und 4 einen halben Fuß tief. Der Boden lief spitzig zu, und jede Seite bestand aus einem einzigen ganzen Brette, welches sehr geschickt in den Boden eingefugt und an demselben befestigt war. Eine Anzahl von Querhölzern lief vom obersten Rande der einen Seite bis zum Rande der andern hin, war an beiden sehr wohl befestiget, und diente zur Verstärkung des Boots. Der Spiegel *) am Vordertheile ragte 5 bis 6 Fuß, der am Hintertheile hingegen ungefähr 14 Fuß über den Kahn empor. Beide Spiegel bestanden aus Brettern, durch und durch mit vielem Schnitzwerk geziert. An den kleinen, zur Fischerei bestimmten Kähnen, stellt diese Schnitzarbeit eine Menschenfigur mit dem häßlichsten Gesichte

*) So nennt man in der Schiffersprache den gekrümmten, gemeiniglich mit Schnitzwerk und Zierrathen versehenen äußersten Vorder- und Hintertheil des Schiffes.

vor, dem eine ungeheuer lange Zunge aus dem Halse hängt. Die Augen deuten sie mit einer gewissen Muschelschale an. Die größern Böte hingegen, welche Kriegsschiffe zu sein schienen, sind mit durchbrochener Arbeit prächtig geziert, und außerdem mit frei herabhangenden Fransen von schwarzen Federn geschmückt, die dem Kahne wirklich ein artiges Ansehn geben. Außerdem waren auch oft die Seitenbretter am obern Rande nach einem seltsamen Geschmacke ausgeschnitzt und mit weißen Federbüschen geziert, die auf einem schwarzen Grunde angebracht waren.

Ihre Ruder sind klein, leicht und artig gemacht. Das breite Ende oder die Schaufel ist eirund, unten spitzig, in der Mitte am breitesten, und verliert sich nach oben zu allmählig in den Stiel oder Schaft. Das ganze Ruder ist ungefähr 6 Fuß lang. Sie bedienen sich desselben mit großer Fertigkeit, und treiben vermittelst desselben ihre Böte mit erstaunlicher Geschwindigkeit fort. Im Segeln sind sie weniger geschickt. Sie wissen nämlich nichts anders, als gerade vor dem Winde hinzusegeln, und verstehen nichts von der Kunst, auch gegen den Wind zu arbeiten. Uebrigens bestehen ihre Segel aus Matten.

Ihre Werkzeuge sind Aexte, Hobel und Meißel. Die letzten dienen ihnen auch statt eines Pfriems, um Löcher damit zu bohren. In Ermangelung des Metalls machen sie die Hobel und Aexte aus grünem Talkstein, oder aus einer Art harten, schwarzen Steins; die Meißel hingegen entweder aus Menschenknochen oder aus Jaspis. Von Allem, was sie besitzen, sind ihnen die Aexte das Allerkostbarste. Nie wollten sie uns eine derselben überlassen, wir mochten ihnen dafür bieten, was wir wollten. Selbst das beste Europäische Beil schlu-

gen sie dagegen aus. Ich vermuthe daher, daß eine gute Art etwas sehr Seltenes unter ihnen sein müsse. Einst hatten wir Einigen von ihnen ein Stück Glas gegeben, und sahen bald nachher, daß sie Mittel gefunden hatten, ein Loch durch dasselbe zu bohren, um es an einem Faden, statt eines Zierraths, um den Hals zu hängen. Auf was für eine Art sie ihre großen Werkzeuge schneidend zu machen, und das Gewehr, welches sie Pätu-Pätu nennen, zu schärfen wissen, konnten wir nicht erfahren. Vermuthlich geschieht es dadurch, das sie etwas von eben dem Steine zu Pulver zermalmen und mit diesem zwei Stücke an einander reiben.

Im Feldbau sind sie sehr geschickt, und wissen das Erdreich durch Hülfe eines hölzernen Spatens eben so locker zu machen, als es in unsern Gärten zu sein scheint. Ueberall, wo etwas hervorsprossen sollte, hatten sie das Erdreich ein wenig erhöht. Diese kleinen Beete waren alle sehr regelmäßig und zwar dergestalt aufgeworfen, daß sie nach allen Seiten und ins Kreuz vollkommen gerade Reihen bildeten. Diese Reihen waren durchgängig nach der Schnur gezogen, die wir, sammt den dazu gehörigen Pflöckchen, auf einigen Aeckern noch vorfanden.

Auf die Kriegskunst haben sie sich durchgängig gleichfalls in ganz vorzüglichem Grade gelegt, und ihre Gewehre sind zum Morden alle gut ausgedacht. Diese bestehen in Lanzen, Wurfspießen, Streitärten und dem schon oft genannten Pätu-Pätu. Diese Lanze ist 14—15 Fuß lang, und gemeiniglich an beiden Enden mit Knochen zugespitzt. Sie fassen dieses Gewehr gerade in der Mitte an, so daß es im Gleichgewicht schwebt, wodurch das Treffen sehr befördert wird.

Schleudern und Bogen sind bei ihnen unbekannt. An deren Statt bedienen sie sich der Wurfspieße und Steine, die sie aus freier Hand geschickt zu werfen wissen.

Bei ihren Gefechten gerathen sie allemahl hart an einander, und kämpfen Mann gegen Mann, es sei zu Wasser oder zu Lande. Das Blutvergießen muß daher groß und um desto größer sein, da, nach der Beschaffenheit ihrer Waffen, ein Jeder seinen Gegner mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen kann. Auf das Pätu-Pätu verlassen sie sich am meisten. Dieses haben sie mit einem starken Riemen an das Handgelenk gebunden, damit man es ihnen nicht aus der Hand winden könne. Die Vornehmern tragen es im Gürtel; und es ist bei ihnen, was bei den Standespersonen in Asien der Dolch, in Europa der Degen ist. Von Schutzgewehren wissen sie nichts; die Oberhäupter aber tragen, außer ihren Waffen, noch einen Befehlshaberstab, wie etwa unsere Offiziere früher das Sponton. Dieser Stab war gemeiniglich aus einer schneeweißen Wallfischrippe gemacht, über und über mit ausgeschnitzten Zierrathen, auch wol mit Hundehaaren und Federn geschmückt. Bisweilen war es auch ein ungefähr sechs Fuß langer Stock, der eben so verziert und mit einer Art von Muscheln, die der Perlmutter gleich kamen, eingelegt. Diejenigen, welche dergleichen Vorzugszeichen trugen, waren gemeiniglich alte Männer, und mit dem Amoko mehr als die Andern gezeichnet.

So oft sie in ihren Kähnen herbeikamen, um uns anzugreifen, sah man in jedem Kahne wenigstens einen, oft auch mehr dergleichen besonders ausgezeichnete Männer, die, wenn sie sich unserm Schiffe etwa bis auf eine Kabeltaulänge genähert hatten, von ihren Sitzen aufstanden und eine gewisse Kleidung anzogen, die ver-

muthlich nur bei solchen Gelegenheiten gebraucht wird, und fast durchgängig aus Hundefellen verfertigt war. In diesem Staate hielten sie ihren Befehlshaberstab, oder ein Gewehr in die Höhe, und befahlen alsdann ihren Leuten, was sie thun sollten. Gemeiniglich fingen sie hierauf an, uns schon von fern zur Schlacht aufzufodern, und die Worte, deren sie sich dabei bedienten, waren fast durchgehends folgende: »Haromai, haromai, härre, juta ä Pätu-Pätu Oge! Kommt her, kommt her ans Land, wir wollen euch Alle mit unsern Pätu-Pätus tödten!« Unter solchen Drohungen kamen sie allmählig immer näher, bis sie hart neben dem Schiffe waren; bisweilen sprachen sie wol mitunter auch ganz freundschaftlich, und beantworteten alle Fragen, die wir an sie thaten; einen Augenblick nachher erneuerten sie ihre Ausfoderung, und fingen endlich, durch unsere anscheinende Furchtsamkeit kühner gemacht, ihren Schlachtgesang und Kriegestanz an. Dann erfolgte auch jedesmahl ein Angriff, der denn selten eher ein Ende nahm, als bis wir, durch die Nothwendigkeit gezwungen, sie durch etliche Schrotschüsse fortscheuchten. Zuweilen begnügten sie sich auch wol, uns einige Steine ins Schiff zu werfen, um wenigstens die Ehre zu haben, uns eine Beschimpfung angethan zu haben.

Der Kriegstanz besteht aus sehr vielerlei heftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder, wobei auch das Gesicht seine Rolle spielt. Die Zunge wird oft unglaublich lang herausgesteckt, und die Augenlieder werden so gewaltig auseinander gerissen, daß das Weiße sowol oben als unten und auf beiden Seiten stark und fürchterlich zum Vorschein kommt. Mit Einem Worte sie unterlassen nichts, was die menschliche Gestalt nur entsetzlich und abscheulich machen

kann. Sie schwenken dabei ihre Lanzen, schütteln ihre Wurfspieße und hauen mit dem Pätu=Pätu in der Luft herum. Diesen gräßlichen Tanz begleiten sie mit einem Gesange, dessen Tonweise zwar wild, aber nicht unangenehm klingt. Jeder Absatz endigt sich mit einem lauten und tiefen Seufzer, den sie Alle zugleich ausstoßen. Die Stärke, die Behendigkeit des Körpers, die sie bei diesem Kriegstanze zeigen, und die Genauigkeit, mit der sie das Zeitmaß zu beobachten wissen, erregten unsere ganze Bewunderung.

Ihre friedlichen Lieder, besonders diejenigen, welche die Weiber singen, deren Stimme sehr sanft und biegsam ist, klingen ganz angenehm und rührend. Das Zeitmaß ist langsam, die Weise traurig, und es herrscht mehr Geschmack darin, als man von den armen unwissenden Wilden eines halböden Landes erwarten sollte.

Sie haben Schallwerkzeuge, die aber schwerlich den Namen der tonkünstlichen verdienen. Eins ist diejenige Muschel, die man die Tritonen=Trompete nennt. Der Laut, den sie aus derselben herauszwingen, klingt fast so, als wenn unsere Jungen auf Kuhhörnern blasen. Das andere ist eine hölzerne Pfeife, die zum Tonspiel eben so wenig taugt. Sie scheinen dieses selbst zu fühlen; denn nie hörten wir, daß sie dazu sangen, oder abgemessene Töne herauszulocken suchten, die auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Tonweise gehabt hätten.

Was den Glauben dieser Leute betrifft, so konnten wir durch alle unsere Nachforschungen nur Folgendes herausbringen. Sie glauben an ein höchstes Wesen, gesellen aber demselben, wie alle andere Menschen, die noch zu schwach und kindisch an Verstande sind, um sich zu dem Begriffe von einem einzigen, höchstvollkommenen

Gott erheben zu können, noch andere untergeordnete Gottheiten bei. Von dem Ursprunge der Welt und der Entstehung des Menschengeschlechts gaben sie uns fast eben die Beschreibung, wie unsere Freunde zu Otaheite. Indeß schien Tupia eine viel tiefere und weitläufigere Kenntniß in Religionssachen zu besitzen, als irgend Jemand unter diesem Volke; denn so oft er es sich gefallen ließ, sie zu belehren, welches er bisweilen in einer langen Rede that, fehlte es ihm nie an einer Menge Zuhörer, die in der tiefsten Stille so ehrerbietig und aufmerksam auf seine Worte horchten, daß wir ihnen gern einen bessern Lehrer gewünscht hätten.

Von einem äußern Gottesdienste konnten wir bei diesem Volke keine Spur entdecken. Nirgends sahen wir Gebäude oder abgesonderte Oerter, wie die Morais auf den Südseeinseln, die dazu bestimmt gewesen wären. Nur einmahl bemerkten wir bei einem mit Kartoffeln bepflanzten Felde einen kleinen viereckigen, mit Steinen umgebenen Platz, in dessen Mitte ein scharfgemachter Stecken, deren sie sich statt eines Spatens zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt war, und an welchem ein Korb mit Farrenkrautwurzeln hing. Auf geschehenes Nachfragen meldeten uns die Eingebornen, daß dieses ein Opfer für die Götter sei, wodurch man ihren Segen und eine reiche Ernte zu erhalten hoffe.

Es leuchtete uns übrigens aus verschiedenen Umständen sehr deutlich ein, daß die Eingebornen dieses Landes und die Bewohner der Südseeinseln einerlei Ursprungs sein müssen, und daß die gemeinschaftlichen Voraltern beider Völker aus einem und ebendemselben Lande stammen. Beide haben eine Sage, nach welcher ihre Voraltern vor sehr langer Zeit aus einem andern Lande hergekommen sein sollen, welches sie Hiwije

nannten. Was aber die Sache außer allen Zweifel setzt, ist die Aehnlichkeit der Sprachen. Diese ist, wie ich schon oben angemerkt habe, so groß, daß das hiesige Volk unsern Tupia, so oft er es anredete, vollkommen verstehen konnte. Hier ist ein kleines Verzeichniß von Wörtern, woraus man diese Aehnlichkeit deutlicher sehen kann.

Deutsch.	Neuseeländisch.	Otaheitisch.
Oberhaupt - -	Eareete - -	Earee
Mann - -	Taata - -	Taata.
Weib - -	Whahine - -	Ivahine.
Fische - -	Heica - -	Eica.
Kartoffeln - -	Cumula - -	Cumala.
Vögel - -	Mannu - -	Mannu.
Eins - -	Tahai - -	Tahai.
Zwei - -	Rua - -	Rua.
Drei - -	Torou - -	Torou.
Vier - -	Ha - -	Hea.
Fünf - -	Rema - -	Rema.
Sechs - -	Ono - -	Ono.
Sieben - -	Etu - -	Hetu.
Acht - -	Warou - -	Warou.
Neun - -	Iva - -	Heva.
Zehn - -	Angahourou -	Ahourou.

Diese Probe beweiset deutlich, daß die Neuseeländische und Otaheitische Sprache im Grunde einerlei sind, und nur als verschiedene Mundarten von einander abweichen.

Die Frage: aus welchem Lande beide Völkerschaften stammen mögen? getraue ich mir nicht mit Zuversicht zu beantworten. Daß ihr Ursprung nicht aus

Amerika sein könne, das war uns Allen völlig entschieden. Die Meinung aber, daß es noch ein großes, bis jetzt unbekanntes südliches Land gebe, ist durch unsere Reise, auf welcher wir nicht die geringste Anzeige davon bemerken konnten, gar sehr entkräftet. Es blieb uns daher, um die Herkunft dieser Leute zu erklären, weiter nichts, als die Vermuthung übrig, daß es vielleicht von hieraus westwärts noch ein festes Land geben könne. Ich beschloß daher, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, in dieser Richtung weiter zu segeln.

23.

Lauf von Neuseeland nach der östlichen Küste von Neuholland. Vorläufige Nachricht von diesem Lande und von den Einwohnern desselben.

Es war der letzte Tag des Märzmonats 1770, als wir endlich von Neuseeland Abschied nahmen. Wir nannten das Vorgebirge, bei welchem wir absegelten, das Vorgebirge Lebewohl (Cap Farewell), und steuerten nun wieder mit einem frischen Nord-Nord-Ostwinde gegen Westen hin.

Da der merkwürdigen Begebenheiten und Beobachtungen, die ich dem jungen Leser in dem Fortgange dieser Reisegeschichte zu erzählen habe, noch so viele sind, so sei es mir erlaubt, alles minder Anziehende zu übergehen, und den Faden der Geschichte erst da wieder aufzunehmen, wo wir uns der Küste von Neuholland näherten, dem ersten Lande, welches wir wieder zu Gesichte bekamen.

Dies geschah am 19ten des Wandelmonds oder Aprils, also am 20sten Tage nach unserer Abreise von

Neuseeland. Die Gegend, in welcher wir das Land zuerst erblickten, ist auf unserer Karte deutlich angegeben. Mein Lieutenant Hick war der Erste, welcher es bemerkte; ich nannte daher die daselbst befindliche Landspitze nach seinem Namen.

Wir näherten uns dem Lande, so weit es thunlich war, und steuerten hierauf im Angesicht der Küste nordwärts. Das Wetter war heiter, und wir konnten das Land sehr deutlich sehen. Es hat allhier ein gar reizendes Ansehen, ist nicht sehr hoch, die Aussicht aber abwechselnd. Bald sieht man angenehme Berge und Thäler, bald Hügel und Auen, mitunter auch kleine Ebenen, die aber fast alle mit Holz bewachsen waren. Die Hügel und Berge sind weder hoch noch steil.

Wir erblickten an verschiedenen Stellen des Landes aufsteigende Rauchsäulen, aber von den Eingebornen bis zum 22sten Keinen. Erst an dem genannten Tage, an welchem wir dem Lande sehr nahe kamen, konnten wir Einige derselben deutlich unterscheiden. Sie schienen schwarz, wenigstens von sehr dunkler Farbe zu sein.

Wir fuhren fort, in der angefangenen Richtung nordwärts zu steuern; und als wir am 27sten dem Lande wiederum sehr nahe gekommen waren, erblickten wir abermahls verschiedene Eingeborne am Strande, welche eilfertigst längs der Küste hinliefen, und deren Einige einen kleinen Kahn auf den Schultern trugen. Wir schlossen hieraus, daß sie gesonnen wären, zu uns ans Schiff zu kommen; allein diese Hoffnung schlug fehl. Ich stieg daher mit den Herren Banks, Solander, Tupia und vier Bootsleuten in die Jölle, um zu ihnen hinüberzufahren; wir hatten aber bei unserer Annähe-

Amerika sein könne, das war uns Allen völlig entschieden. Die Meinung aber, daß es noch ein großes, bis jetzt unbekanntes südliches Land gebe, ist durch unsere Reise, auf welcher wir nicht die geringste Anzeige davon bemerken konnten, gar sehr entkräftet. Es blieb uns daher, um die Herkunft dieser Leute zu erklären, weiter nichts, als die Vermuthung übrig, daß es vielleicht von hieraus westwärts noch ein festes Land geben könne. Ich beschloß daher, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, in dieser Richtung weiter zu segeln.

23.

Lauf von Neuseeland nach der östlichen Küste von Neuholland. Vorläufige Nachricht von diesem Lande und von den Einwohnern desselben.

Es war der letzte Tag des Märzmonats 1770, als wir endlich von Neuseeland Abschied nahmen. Wir nannten das Vorgebirge, bei welchem wir absegelten, das Vorgebirge Lebewohl (Cap Farewell), und steuerten nun wieder mit einem frischen Nord-Nord-Ostwinde gegen Westen hin.

Da der merkwürdigen Begebenheiten und Beobachtungen, die ich dem jungen Leser in dem Fortgange dieser Reisegeschichte zu erzählen habe, noch so viele sind, so sei es mir erlaubt, alles minder Anziehende zu übergehen, und den Faden der Geschichte erst da wieder aufzunehmen, wo wir uns der Küste von Neuholland näherten, dem ersten Lande, welches wir wieder zu Gesichte bekamen.

Dies geschah am 19ten des Wandelmonds oder Aprils, also am 20sten Tage nach unserer Abreise von

Neuseeland. Die Gegend, in welcher wir das Land zuerst erblickten, ist auf unserer Karte deutlich angegeben. Mein Lieutenant Hick war der Erste, welcher es bemerkte; ich nannte daher die daselbst befindliche Landspitze nach seinem Namen.

Wir näherten uns dem Lande, so weit es thunlich war, und steuerten hierauf im Angesicht der Küste nordwärts. Das Wetter war heiter, und wir konnten das Land sehr deutlich sehen. Es hat allhier ein gar reizendes Ansehen, ist nicht sehr hoch, die Aussicht aber abwechselnd. Bald sieht man angenehme Berge und Thäler, bald Hügel und Auen, mitunter auch kleine Ebenen, die aber fast alle mit Holz bewachsen waren. Die Hügel und Berge sind weder hoch noch steil.

Wir erblickten an verschiedenen Stellen des Landes aufsteigende Rauchsäulen, aber von den Eingebornen bis zum 22sten Keinen. Erst an dem genannten Tage, an welchem wir dem Lande sehr nahe kamen, konnten wir Einige derselben deutlich unterscheiden. Sie schienen schwarz, wenigstens von sehr dunkler Farbe zu sein.

Wir fuhren fort, in der angefangenen Richtung nordwärts zu steuern; und als wir am 27sten dem Lande wiederum sehr nahe gekommen waren, erblickten wir abermahls verschiedene Eingeborne am Strande, welche eilfertigst längs der Küste hinliefen, und deren Einige einen kleinen Kahn auf den Schultern trugen. Wir schlossen hieraus, daß sie gesonnen wären, zu uns ans Schiff zu kommen; allein diese Hoffnung schlug fehl. Ich stieg daher mit den Herren Banks, Solander, Tupia und vier Bootsleuten in die Jölle, um zu ihnen hinüberzufahren; wir hatten aber bei unserer Annähe-

rung das Mißvergnügen, zu sehn, daß sie in die Wälder liefen. Wir wünschten indeß doch ans Land zu gehen, allein der Versuch schlug fehl; denn überall rannte die Brandung mit solchem Ungestüm gegen die Küste, daß wir mit unserm kleinen Boote unmöglich landen konnten. Wir mußten daher unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Um diese Zeit fiel eine Windstille ein. Unsere Lage war dabei eben nicht die angenehmste, denn unser Schiff lag nahe an der Küste und war umher mit blinden, d. i. mit solchen Klippen umgeben, welche das sie bedeckende Wasser unsichtbar macht. Jedoch zum Glück erhob sich ein gelinder Wind vom Lande her, mit dessen Beihülfe wir bald außer Gefahr kamen, und hierauf mit demselben nordwärts weiter steuerten.

Sobald es am folgenden Morgen tagte, erblickten wir eine Bucht. Sie schien gegen alle Winde geschützt zu sein, und ich nahm mir daher vor, in dieselbe einzulaufen. In dieser Absicht schickte ich den Schiffer mit der Pinasse vorauf, um die Einfahrt lothen zu lassen; ich aber fuhr inzwischen fort, gegen den Wind nach derselben hinzukreuzen.

Nach einiger Zeit sahen wir auf der Küste einen Rauch aufsteigen, und durch Ferngläser bemerkten wir zehn Leute, die das Feuer unterhielten, bei unserer Annäherung aber es verließen, und sich auf eine kleine Anhöhe zurückzogen. Es währte nicht lange, so stießen zwei Kähne, deren jeder zwei Mann an Bord hatte, hart unter der Anhöhe ans Land, und die vier Männer eilten, sobald sie ausgestiegen waren, zu den Andern, die auf dem Gipfel des Hügels standen. Die Pinasse näherte sich hierauf diesem Orte, von dem die Indier sich alsobald weiter zurückzogen, einen Einzigen aus-

genommen, der sich zwischen etlichen an der Landungsstelle gelegenen Felsen versteckte.

Als sodann die Pinasse längs der Küste hinlief, nahmen die Indier, in einer gewissen Entfernung vom Strande, eben den Weg und blieben ihr gegenüber. Bei Zurückkunft des Boots erzählte der Schiffer, daß in einer innerhalb des Hafens gelegenen Bucht Einige von ihnen an den Strand herabgekommen wären, und ihn durch Worte und erklärende Zeichen eingeladen hätten, ans Land zu kommen, daß sie aber insgesammt mit langen Spießen und einer Art hölzernen Säbeln bewaffnet gewesen wären. Andere hingegen machten drohende Geberden und schwenkten ihre Waffen, vornehmlich zwei, die ein sehr seltsames Ansehen hatten. Ihr Gesicht war weiß gepudert und ihr Leib mit breiten weißen Streifen bemahlt, die ihnen schräg über Brust und Rücken hinabliefen, fast wie die Riemen der Patrontaschen und die Degengehenke, welche die Englischen Soldaten kreuzweis über die Brust und den Rücken hinabhangend tragen. Eine solche Art Streifen war auch in Form breiter Kniebänder um ihre Beine und Schenkel gemacht. Jeder von ihnen hielt das Gewehr, welches einem Säbel ähnlich zu sein schien, in der Hand, und sie schienen zugleich sehr eifrig mit einander zu sprechen.

Gegen Abend erreichten wir eine Stelle innerhalb der Bucht, wo wir mit Sicherheit vor Anker gehen konnten. Es geschah; und wir erblickten auf zwei Landspitzen, welche diesen Ankerplatz einschlossen, einige Hütten, und neben denselben verschiedene Eingeborne, Männer, Weiber und Kinder. Unter der südlichen Landspitze sahen wir vier kleine Kähne, deren jeder einen Mann an Bord hatte, die insgesammt sehr geschäftig zu sein schienen, mit einer Art von langer Pike

Fische zu treffen. Sie wagten sich beinahe bis in die Brandung hinein, und waren so erpicht auf ihren Fang, daß sie auf uns und unser Schiff, ungeachtet wir ihnen ziemlich nahe kamen, kaum einmahl die Augen wandten.

Als wir eben in Begriff waren, das Boot auszusetzen, sahen wir eine alte Frau, welcher drei Kinder nachfolgten, aus dem Gehölze kommen. Sie trug ein Bündel Brennholz, und jedes Kind war ebenfalls mit einer kleinen Bürde beladen. Unweit der Hütten kamen ihr noch drei andere Kinder, die jünger als die ersten waren, entgegen. Sie blickte zwar oft nach dem Schiffe, äußerte aber weder Furcht noch Verwunderung. Es währte nicht lange, so zündete sie ein Feuer an, und die vier Kähne, deren ich vorher gedachte, kamen vom Fischen zurück. Die Männer landeten, zogen ihre Kähne auf den Strand, fingen an, ihr Mittagsessen zu kochen, und waren, allem Ansehn nach, unsertwegen unbesorgt. Es dünkte uns merkwürdig, daß unter allen den Leuten, die wir bisher gesehen hatten, auch nicht Einer nur die geringste Bekleidung zu tragen schien.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die Böte bemannen, und wir ruderten mit dem Tupia dem Orte zu, wo jene Leute waren. Da sie bisher so wenig auf uns geachtet hatten, so hofften wir, daß sie sich auch nicht darum bekümmern würden, ob wir ans Land kämen, oder nicht. Aber darin irrten wir uns sehr. Denn sobald wir nahe an die Felsen gelangten, kamen alsobald zwei von den Männern herab, um uns die Landung streitig zu machen, und die Andern liefen davon. Jeder von den beiden Vorfechtern war mit einem ungefähr zehn Fuß langen Spieße und mit einem kurzen Stocke bewaffnet, dessen er sich als eines Werkzeuges

zu bedienen schien, um jenen desto leichter und besser zu werfen.

Sie riefen uns laut und in einer rauhen, sehr übelklingenden Sprache zu, von der weder Tupia noch wir auch nur ein einziges Wort verstanden. Dabei schwenkten sie ihre Gewehre, und schienen entschlossen zu sein, ihre Küste bis aufs äußerste zu vertheidigen, ungeachtet ihrer nur zwei und unserer vierzig waren. Ich mußte ihren Muth bewundern, und da ich noch gar nicht Willens war, daß Feindseligkeiten, am wenigsten bei so ungleicher Macht, zwischen uns vorgehen sollten, so befahl ich den Ruderern, still zu halten. Wir fingen hierauf eine Unterredung durch Zeichen an, die wol eine Viertelstunde währte, wobei ich, um uns ihr Wohlwollen zu erwerben, ihnen Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten zuwarf, die sie sämmtlich aufhoben und sich sehr daran zu ergötzen schienen.

Ich gab ihnen hierauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir Wasser verlangten, und wendete alle ersinnliche Mittel an, um sie zu überzeugen, daß wir ihnen kein Leid zuzufügen gedächten. Hierauf winkten sie uns, und ich nahm dieses Zeichen für eine Einladung. Aber kaum fingen wir an, das Boot etwas näher zu ihnen hinzutreiben, so mußten wir sehen, daß sie sich unserer Landung aufs neue widersetzten. Der Eine schien ein Jüngling von ungefähr 20 Jahren, und der Andere ein Mann von mittlerem Alter zu sein. Da wir nun zur Erreichung unsers Endzwecks kein anderes Mittel übrig sahen, so feuerte ich eine Flinte zwischen ihnen hin. Auf den Knall ließ der Jüngere vor Schrecken ein Bündel Lanzen fallen, allein er erholte sich augenblicklich von seiner Bestürzung, und hob sie sehr eilfertig wieder auf. Alsdann wurde ein

Stein nach uns geworfen. Ich ließ hierauf eine mit Schrot geladene Flinte abfeuern, und der Schuß traf den Aelteren auf die Beine; worauf Beide nach den Hütten liefen, die ungefähr 300 Fuß weit von dannen lagen.

Nunmehr hoffte ich, daß aller Kampf ein Ende haben würde, und stieg daher sogleich ans Land. Aber kaum waren wir aus dem Boote getreten, als der Verwundete mit seinem Streitgefährten schon wieder zurückkam; und es zeigte sich, daß er nur deßwegen fortgelaufen war, um einen Schild zu seiner Vertheidigung zu holen. Beide warfen ihre Lanzen nach uns. Diese fielen zwar da, wo wir am dicksten standen, nieder, verwundeten aber zum Glück Niemand. Ich ließ daher noch einmahl eine mit Schrot geladene Flinte auf sie abfeuern. Dies beantwortete der Eine von ihnen dadurch, daß er eine Lanze nach uns warf, worauf Beide in großer Eile davon liefen.

Wir gingen hierauf nach den Hütten hin, und fanden in einer derselben die Kinder hinter einem Schilde und hinter Baumrinden versteckt. Um diese nicht zu erschrecken, stellten wir uns, als merkten wir sie nicht, legten aber beim Weggehn einige Bänder, Glaskorallen, kleine Stückchen Tuchs und andere dergleichen Geschenke hin, wovon wir glaubten, daß sie ihnen angenehm sein dürften. Alle Lanzen, die wir umher liegen sahen, an der Zahl ungefähr 50, nahmen wir mit. Diese waren von 6 bis 15 Fuß lang, und jede hatte vier Zinken, mit Fischgräten zugespitzt. Wir bemerkten, daß diese Spitzen mit einem grünen, klebrigen Wesen beschmiert waren, welches die Besorgniß erregte, daß sie vergiftet sein möchten. Wir fanden indeß bald, daß diese Besorgniß ungegründet war; denn aus dem dar=

an klebenden Meerkraute konnte man schließen, daß man diese Lanzen zum Fischfange gebrauche. Die Kähne, welche wir hier auf dem Strande liegen fanden, waren unter allen, die wir bisher gesehen hatten, die schlechtesten. Sie waren kleiner, und jeder derselben nur aus einem einzigen Stück Baumrinde gemacht, das an den beiden äußersten Enden zusammengezogen, festgebunden und in der Mitte durch hineingeklemmte Stecken von einander gehalten wurde.

Erst am folgenden Tage, da wir abermahls ans Land gingen, gelang es uns, einen kleinen Bach zu finden, aus dem wir uns mit frischem Wasser versorgen konnten. Wir besuchten bei dieser Gelegenheit noch einmahl diejenige Hütte, in welcher wir die Kinder angetroffen hatten. Hier mußten wir zu unserm Mißvergnügen sehen, daß die kleinen Sachen, die wir allda zum Geschenk hinterlassen hatten, noch alle unberührt auf eben dem Flecke lagen, wo wir sie hingeworfen hatten. Auch kam diesmahl nicht ein einziger Indier zum Vorschein.

Indessen nun eine Partei unserer Mannschaft sich mit Holzfällen und Wasserschöpfen beschäftigte, fuhr ich selbst in der Bucht umher, um überall zu lothen. Bei dieser Gelegenheit sah ich Verschiedene von den Eingebornen, sie ergriffen aber bei meiner Annäherung die Flucht. An einer von denjenigen Stellen, wo ich ausstieg, fand ich mehre kleine Feuer und frische Muschelfische zum Rösten darauf gesetzt; ich sah daselbst auch etliche so große Austerschalen, als mir noch niemahls vorgekommen waren.

Sobald die Holzhauer und Wasserschöpfer gegen Mittag nach dem Schiffe zurückkehrten, kamen 10 bis 12 von den Eingebornen an die Wasserstellen herab,

und besahen die zurückgelassenen Wasserfässer sehr aufmerksam und neugierig, rührten sie aber nicht an. Sie nahmen nur ihre Kähne mit sich fort, und verloren sich damit aus unserm Gesicht. Nachmittags, da unsere Leute wiederum am Lande waren, rückten 16 bis 18 insgesammt bewaffnete Indier ganz keck gegen sie an; machten aber doch, als sie sich bis auf ungefähr 300 Fuß genähert hatten, plötzlich Halt. Zwei derselben wagten sich indeß noch etwas weiter heran, und dies bewog Herrn Hicks, der die Mannschaft am Lande befehligte, ihnen in Begleitung Eines von seinen Leuten entgegenzugehn. Er zeigte ihnen bei seiner Annäherung Geschenke vor, und bemühete sich, durch alle nur erdenkliche Zeichen sie zu überzeugen, daß er friedfertige Gesinnungen gegen sie hege. Umsonst! Sie zogen sich in eben dem Maße zurück, in welchem er sich ihnen näherte, und die Hoffnung zu einer friedlichen Zusammenkunft schlug also abermahls fehl.

Am folgenden Morgen trat ich mit den Herren Banks und Solander und sieben andern Personen eine Lustreise ins Land hinein an. Wir gingen zuerst nach den an der Wasserstelle gelegenen Hütten, wo Einige von den Eingebornen noch täglich aus- und eingingen. Hier fanden wir abermahls, daß unsere kleinen Geschenke noch immer an der Stelle lagen, wo wir sie hingeworfen hatten; wir legten aber deß ungeachtet noch einige neue von etwas größerem Werthe, als Tuch, Spiegel, Kämme u. s. w. hinzu, und setzten alsdann unsere Reise ins Land hinein weiter fort.

Der Boden bestand theils aus Sumpf, theils aus leichtem Sande, und die Oberfläche des Landes war abwechselnd mit anmuthigen Wäldern und Auen bekleidet. Die Bäume sind lang und gerade, niedriges Ge-

sträuch giebt es nicht dazwischen, und sie stehen so weit auseinander, daß man das Land urbar machen könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Stamm deßwegen abzuhauen. Wir sahen viele Hütten der Eingebornen, und andere Stellen, wo sie, ohne alles Obdach, auf dem Grase geschlafen hatten; von den Leuten selbst aber kam uns nur Einer zu Gesicht, der, sobald er uns erblickte, davon lief. An allen diesen Orten ließen wir Geschenke zurück, in der Hoffnung, uns doch endlich das Zutrauen und die Gunst der Eingebornen dadurch zu erwerben. Wir erblickten ein vierfüßiges Thier, das ungefähr so groß als ein Kaninchen sein mochte, sahen es aber nur im Vorbeilaufen, also sehr unvollkommen. Von einigen größeren Thieren fanden wir zwar Spuren, bekamen aber von ihnen selbst nichts zu Gesicht.

Die Herren Banks und Solander fanden hier eine reiche Ernte an unbekannten Kräutern, deren Einsammlung sie auf die angenehmste Weise beschäftigte. Dies veranlaßte mich, diese Gegend die Kräuterbucht (Botany Bay) zu nennen, und meine jungen Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß dieser Name seit einiger Zeit berühmt geworden ist. Man hat nämlich seit einigen Jahren, von England aus, eine beträchtliche Anzahl von Menschen dahingeschickt, die sich allda anbauen und niederlassen sollen. Aber was für Menschen! Den Auswurf der Englischen Völkerschaft, Schelme, Diebe und Räuber, für deren anwachsende Zahl die Gefängnisse zu enge wurden. Mit dieser edlen Zucht will man nun zunächst die Gegend der Kräuterbucht, und von da aus nach und nach das ganze große Land bevölkern, wovon jene einen Theil ausmacht. Die armen Eingebornen, die diesem Gesindel ihr Land

einräumen und Europäische Sitten und Ausbildung von ihm annehmen sollen!

So lange wir hier vor Anker lagen, ließ ich die Englische Flagge täglich auf dem Lande wehen, zu einem Beweise, daß wir dieses Land nunmehr für das unsrige erklärten. Ich that aber noch mehr, um dies zu beweisen; ich ließ nämlich auch den Namen unsers Schiffs, nebst der Jahrszahl, in einen bei der Wasserstelle stehenden Baum hauen; und nun wird wol Keinem der jungen Leser ein Zweifel mehr übrig bleiben, daß die Englische Regierung ein vollkommenes Recht auf dieses Land erworben habe!

Nachdem alle unsere Bemühungen, eine nähere Bekanntschaft mit den Eingebornen zu erlangen, vergeblich gewesen waren, gingen wir den 6ten Mai wieder unter Segel, und steuerten nord-nord-ostwärts längs der Küste hin.

Im Vorbeifahren sahen wir fast überall Rauchsäulen aufsteigen, und je weiter wir kamen, desto bergiger wurde das Land. Der Anblick desselben war in diesen Gegenden ungemein mannichfaltig und anmuthig, indem holzreiche Berge, Hügel, Thäler und Ebenen beständig mit einander abwechselten.

Am 23sten Mai, da wir abermahls die Anker fallen ließen, ging ich mit meinen Reisegefährten ans Land. Wir fanden die Witterung jetzt so kalt, daß wir uns sämmtlich mit Oberröcken versehen mußten. Das Merkwürdigste, was wir hier vorfanden, war eine besondere Art von Ameisen, die so grün wie Gras sind, und eine gewisse Baumart ganz bedeckten. Die Stiche dieser Thiere waren außerordentlich schmerzhaft. Außerdem fanden wir die Blätter der nämlichen Baumart mit kleinen grünen Raupen besäet, welche sich, mit Beobach-

tung der größten Regelmäßigkeit, reihenweise angesetzt hatten. Sie waren rauh, und wir empfanden, indem wir sie berührten, daß das Haar auf ihrem Leibe wie Brennesseln stach. Noch bemerkten wir hier einen Baum, den wir schon in der Gegend der Kräuterbucht vorgefunden hatten, und welcher ein Harz enthält, das mit dem sogenannten Drachenblute übereinkommt. Zwischen den Untiefen und Sandbänken sahen wir eine Art großer Vögel, die zwar wie Schwäne gestaltet, aber viel größer waren. Außerdem gab es hier Trappen von außerordentlicher Größe. Einer derselben, den wir schossen, wog nicht weniger als 17 ½ Pfund, und sein Fleisch war ungemein wohlschmeckend. Dies gab Veranlassung, diese Gegend die Trappenbucht (Bustard-Bay) zu nennen.

Die See war hier ungemein fischreich. Unter Andern gab es hier unzählig viele Austern von allerlei Gattungen, besonders eine Menge kleiner Perlaustern; daher ich vermuthe, daß man eine vortheilhafte Perlenfischerei hier anlegen könnte.

Von den Eingebornen bekamen wir gar Keine zu Gesicht. Diejenigen aber, welche an Bord des Schiffes zurückgeblieben waren, erzählten uns bei unserer Zurückkunft, daß in der Zeit, die wir im Walde zugebracht hatten, ungefähr zwanzig derselben dem Schiffe gegenüber an den Strand herabgekommen und, nachdem sie das Schiff eine Zeit lang angegafft, wieder weggegangen wären. Wir selbst hatten unterdeß eine Stelle besehn, die ihnen zum gewöhnlichen Aufenthalte zu dienen schien, ungeachtet wir weder eine Hütte, noch irgend ein Obdach daselbst vorfanden. Dagegen fanden wir zehn kleine Feuer, je eins nur wenige Schritte weit von dem andern, und neben denselben Gefäße, aus Baum-

rinde verfertiget, die vermuthlich zu Trinkgeschirren dienten; auch Ueberbleibsel einer erst kürzlich verzehrten Mahlzeit, nämlich Muschelschalen und Fischgräten. Außerdem sahen wir verschiedene Stücke weicher Baumrinde auf dem Boden liegen. Diese waren ungefähr so lang und so breit als ein Mann, und wir hielten sie für ihre Betten. Nach der Windseite hin war vor dem Feuer eine kleine Wand oder ein Schirm von Baumrinde, ungefähr anderthalb Fuß hoch aufgerichtet. Der Ort selbst war in einer dicht verwachsenen Waldung, wo man vor dem Winde guten Schutz hatte. Das Erdreich war sehr fest getreten. Wir vermutheten daher, daß dies ihr gewöhnlicher Aufenthalt wäre, und daß sie eben so wenig ein Obdach, als Kleider zur Bedeckung ihrer Leiber gebrauchen. Selbst Tupia schüttelte darüber mit der Miene eines Mannes, der seiner Vorzüge sich bewußt ist, mitleidig den Kopf, und sagte: die armseligen Elenden!

Am folgenden Tage setzten wir unsern Lauf in der bisherigen Richtung längs der Küste fort. An einigen etwas seichten Stellen konnten wir deutlich wahrnehmen, daß der Grund des Meers fast ganz mit Seekrebsen bedeckt war. Sie waren aber von zweierlei uns ganz unbekannten Arten. Die eine derselben zeichnete sich durch ein herrliches Blau aus, und der Unterleib derselben war so weiß und so glatt wie Porzellan. Die andere Art hingegen war nur an den Gelenken und auf dem Rücken mit dem erwähnten schönen Blau geschmückt, und außerdem mit braunen Flecken bezeichnet, die ihr ein sonderbares Ansehen gaben.

Am 29sten Mai legten wir uns abermahls in einer Bucht vor Anker, und ich verfügte mich mit Einigen der Herren Reisenden ans Land. Aber hier wurde uns

das Gehen ungemein erschwert, weil der Boden mit einem Grase bewachsen war, welches stachelige und mit Widerhaken versehene Samenköpfe hatte. An diesen blieben wir nicht nur alle Augenblicke mit den Kleidern hangen, sondern wurden auch von den stacheligen Widerhaken auf die empfindlichste Weise oft verwundet. Außerdem waren wir unaufhörlich mit einer ganzen Wolke von der bekannten Fliegenart, Muskito's genannt, umgeben, deren Stachel uns noch größern Schmerz verursachte.

Auf den Aesten der hier befindlichen Harzbäume gab es Ameisennester, die aus Lehm verfertiget und so groß waren, als ein Englisches Scheffelmaß. Die Ameisen selbst waren klein und weiß, andere schwarz. Letzte hatten die Aeste eines uns unbekannten Baums durchbohrt, das Kernholz herausgearbeitet und die dadurch ausgehöhlten Röhren zu ihren Nestern gemacht. Mit Verwunderung bemerkten wir, daß die nämlichen Zweige dennoch Blätter und Blüthen trugen. Schmetterlinge gab es allhier in unglaublicher Menge. Die ganze Luft war damit angefüllt.

Ganz besonders merkwürdig schienen uns gewisse kleine Fische von seltsamer Art zu sein, dergleichen in keiner Naturgeschichte jemahls beschrieben worden sind. Sie hatten vorn an der Brust zwei sehr starke Floßfedern, mit welchen sie so geschwind, wie ein Frosch, davon hüpfen konnten. Es schien, als wenn sie eben so gern, oder vielmehr noch lieber sich auf dem Trocknen, als im Wasser aufhielten. Denn so oft wir einen derselben im Wasser fanden, sprang er jedesmahl heraus, und hüpfte auf der Erde fort. War es an einer Stelle, wo verschiedene Steine über die Oberfläche des Wassers

hervorragten, so sah man ihn, statt hinzuschwimmen, von einem auf den andern überspringen.

Weil wir an diesem Orte gar kein frisches Wasser fanden, so nannte ich ihn, indem wir weiter fuhren, den Durstsund (Thirsty-Sound).

Nach einem Laufe von einigen Tagen gingen wir abermahls in einer Bucht vor Anker, die ich, weil es gerade der Sonntag Trinitatis war, die Dreieinigkeitsbucht (Trinity-Bay) nannte. Hier fanden wir frisches Wasser, und sammelten einen nothdürftigen Vorrath davon ein.

24.

Lauf von der Dreieinigkeitsbucht nach dem Endeavour-Revier. Höchstgefährliche Lage des Schiffes während dieser Fahrt.

Wir waren an der gefährlichen Küste dieses Landes, wo die See allenthalben Klippen und Untiefen verhehlt, die oft plötzlich und unvermuthet vom Strande aus in die See laufen, oft ohne warnende Anzeigen spitzsäulig aus dem Grunde des Meers, wie Thürme, emporsteigen, nunmehr schon 22 Grade, d. i. 330 Deutsche Meilen, fortgesegelt, ohne einen beträchtlichen Schaden gelitten oder bedeutende Unglücksfälle erfahren zu haben. Jetzt aber war die Zeit gekommen, da wir mit dem Unglücke näher bekannt werden sollten; und die Geschichte unserer Abenteuer, welche dem jungen Leser bis dahin nur zur Unterhaltung und zur Belehrung diente, wird, wie ich mir schmeichle, von nun an auch das theilnehmende Mitleid desselben erregen.

Wir waren bis zum 16ten Grade der Süderbreite fortgerückt, und hatten gegen Norden hin, am fernen Gesichtskreise eine Landspitze im Gesicht, welche nachher,

um ein Denkmahl unserer Noth zu sein, den Namen des Vorgebirges der Drangsal (Cap Tribulation) erhielt. Es war des Abends um sechs Uhr, als ich, der gefährlichen Stellen wegen, die sich uns von fern zeigten, landabwärts steuern ließ, um während der Nacht die hohe See zu halten. Wir waren in dieser Richtung mit gutem Winde und bei hellem Mondscheine bis gegen neun Uhr fortgesegelt, und da wir aller Gefahr, womit Untiefen uns bedroht hatten, nunmehr glücklich entgangen zu sein glaubten, so wollten wir eben unser aufgeschobenes Abendessen einnehmen, als plötzlich die Tiefe von 20 zu 8 Klaftern abnahm. Ich schickte augenblicklich Jeden an seinen Posten, um das Schiff zu wenden und vor Anker zu legen; allein bei nochmahliger Auswerfung des Senkbleies fanden wir, zu unserm großen Vergnügen, wieder tiefes Wasser, und glaubten also diese Vorsicht nicht mehr nöthig zu haben. Jedermann vermuthete, daß wir in dem vorhergehenden Augenblick, über den Schwanz jener Untiefe, die wir beim Untergang der Sonne wahrgenommen hatten, hinweggesegelt sein müßten, und daß wir nunmehr außer aller Gefahr wären. Die Herren Reisenden verließen daher das Verdeck ganz unbesorgt, und gingen zu Bette.

Allein gegen 11 Uhr nahm die Tiefe plötzlich wieder von 20 zu 7 Klaftern ab, und ehe man noch das Senkblei von neuen auswerfen konnte, rannte das Schiff auf den Grund, und blieb fest und unbeweglich darauf sitzen. Der Schrecken brachte Alle auf die Beine; in wenigen Augenblicken war die ganze Schiffsgesellschaft auf dem Verdecke, und Jeder las in des Andern Miene, wie schrecklich unsere Lage war. Wir waren beinahe 4 Stunden lang mit frischem Winde seewärts gesegelt; wir wußten daher wohl, daß wir dem Lande nicht sehr nahe sein konn-

ten, und es war deßwegen nur allzu wahrscheinlich, daß wir auf einer Korallenklippe gestrandet wären, die gefährlicher ist, als irgend eine andere, weil jede, auch die geringste Spitze derselben, scharf und die Oberfläche überall rauh zu sein pflegt. In dieser traurigen Lage wurden alle Segel augenblicklich eingenommen, die Böte ausgesetzt; und da zeigte es sich denn beim Lothen leider! nur zu bald, daß der Schreck das Unglück nicht größer gemacht hatte, als es wirklich war. Die Wellen hatten das Schiff über den Rand einer Klippe hinübergeworfen, und es lag nunmehr in einer Vertiefung der Klippe gleichsam eingeschlossen.

Es fand sich, daß beim Hintertheile des Schiffes noch die größte Tiefe war. Hier wurde also augenblicklich ein Anker ausgeworfen; und wir versuchten hierauf, durch Hülfe desselben, mit der äußersten Anstrengung unserer Kräfte am Schiffshaspel, das Schiff, wo möglich, hinabzuwinden. Aber alle unsere Arbeit war umsonst; das Schiff blieb unbeweglich, und wurde dabei ohne Unterlaß von dem Stoß der Wellen so heftig gegen die Klippe geschlagen, daß wir kaum aufrecht zu stehen vermochten. Zur Vergrößerung unsers Jammers sahen wir beim Mondlicht schon die äußersten Bretter des Schiffs, und endlich auch den Afterkiel davonschwimmen, so daß wir die See nun schon als unser gewisses Grab betrachten mußten.

Dennoch legten wir aus Verzweifelung die Hände nicht in den Schooß, sondern versuchten, auch ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, jedes Mittel, das zu unserer etwanigen Rettung möglicherweise etwas beitragen konnte. Wir wollten das Schiff durch Auswerfung schwerer Sachen erleichtern, allein wir bemerkten bald, daß zur Vergrößerung unseres Unglücks bereits die Zeit

der Ebbe angegangen war, und das abnehmende Wasser jede Erleichterung des Schiffs vergeblich machen würde. Indeß erfolgte doch das Gute daraus, daß das Schiff sich fester auf die Klippen legte, und folglich die Wellen es nicht mehr so ungestüm gegen dieselben hin und her werfen konnten.

Wir setzten jetzt unser ganzes Vertrauen auf die Rückkehr der Flutzeit; aber wer konnte sagen, ob unser Schiff so lange aushalten, und nicht schon vorher in Trümmern zerfallen würde? Wir mußten indeß so handeln, als wenn dieses nicht zu besorgen gewesen wäre. Wir eilten daher, das Schiff zu erleichtern; verschütteten zu diesem Behuf unser Trinkwasser; warfen sechs Kanonen, unsern Ballast an Eisen und Steinen, Fässer, Oelkrüge, abgenützte und verdorbene Vorräthe u. s. w. mit der größten Eilfertigkeit über Bord, und Jedermann strengte dabei seine äußersten Kräfte gern und freudig an, ohne die mindeste Verdrossenheit blicken zu lassen. Und doch fühlte das gesammte Schiffsvolk die Gefahr, worin wir schwebten, sehr lebhaft; denn Keinem von ihnen entfuhr auch nur ein einziger Fluch, womit diese rohen Leute doch sonst so freigebig zu sein pflegen. Jeder fürchtete sich, bei der sichtbaren Annäherung des Todes, noch strafbarer zu werden, und diese Furcht war vermögend, auch die hartnäckigste Gewohnheit zur Ruchlosigkeit zu besiegen.

Unter diesen Arbeiten brach der Tag an, und wir sahen nunmehr, daß wir 8 Seemeilen weit vom Lande entfernt waren. Die höchste Flutzeit sollte, unserer Rechnung nach, gegen 11 Uhr wieder eintreten; es wurden daher zum voraus alle nöthig scheinende Vorkehrungen gemacht, um das Schiff alsdann von dem Felsen hinab zu winden. Glücklicherweise erstarb um diese Zeit der Wind,

und es entstand eine vollkommene Stille; wäre dies nicht gewesen, so würde der Untergang des Schiffs schon an diesem Vormittage unvermeidlich eingetreten sein.

Die Flut kam; allein zu unserm unaussprechlichen Mißvergnügen war das Schiff noch immer nicht leicht genug. Es fehlten wol noch anderthalb Fuß daran, daß es nicht flott war; und gleichwol hatten wir es beinahe um 50 Tonnen, d. i um tausend Zentner erleichtert. Wir mußten es also noch mehr zu erleichtern suchen, und warfen deßwegen Alles über Bord, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte. Bisher hatte das Schiff noch nicht viel Wasser eingelassen; allein sobald die Flut fiel, schoß das Wasser so ungestüm hervor, daß zwei Pumpen, an welchen unaufhörlich gearbeitet wurde, kaum mehr hinreichten, es wieder hinauszuschaffen. Um 2 Uhr neigte es sich auf den Steuerbord *), und blieb in dieser schiefen Stellung liegen.

Nunmehr blieb uns keine Hoffnung mehr übrig, als diejenige, die wir noch immer auf die Hülfe einer neuen Flutzeit zu setzen wagten. Wir kehrten daher alle nur ersinnliche Mittel vor, um das Schiff, wenn es bis dahin aushalten sollte, durch Anstrengung aller unserer Kräfte vom Felsen abzubringen. Um 5 Uhr des Abends bemerkten wir, daß die zurückkehrende Flutzeit ihren Anfang nahm; wir fanden aber auch mit Schrecken, daß der Leck auf eine fürchterliche Weise sich erweiterte.

---

*) Wenn man auf dem Hintertheile des Schiffs steht, und das Gesicht nach dem Vordertheile richtet, so heißt diejenige Seite des Schiffes, die man rechter Hand hat, der Steuerbord, und die nach der linken der Backbord.

Wir bemannten daher in größter Eile noch zwei andere Pumpen; allein zum Unglück konnte die eine derselben, welche schadhaft geworden war, nicht in Gang gebracht werden. Ein neuer trauriger Strich durch unsere Hoffnung! Indeß wurde an den drei übrigen Pumpen unabläßig gearbeitet; und gegen 9 Uhr richtete sich das Schiff wieder auf.

Allein jetzt nahm das einstürzende Wasser, alles unsers Bestrebens ungeachtet, so sehr überhand, daß wir besorgen mußten, das Schiff würde, sobald es flott werden sollte, augenblicklich untersinken. Und nunmehr war unsere Lage wirklich gräßlich, weil uns Beides, das Sitzenbleiben auf dem Felsen und das Flottwerden, einen gleich unvermeidlichen Untergang drohete. Wir wußten, daß unsere Böte bei weiten nicht hinreichen würden, uns beim Untergange des Schiffs Alle aufzunehmen. Wir wußten, daß in jenem fürchterlichen entscheidenden Augenblicke aller Befehl und aller Gehorsam aufhören mußten und daß wahrscheinlicher Weise ein blutiger Kampf darüber entstehen werde, wer beim Retten den Vorzug haben solle; daß dieser Streit die Schrecken des Schiffbruchs noch vergrößern, und daß es am Ende vielleicht gar so weit kommen werde, daß die Schiffsgesellschaft sich unter einander aufriebe. Und doch begriffen wir auf der andern Seite, daß Diejenigen unter uns, die von den Wogen verschlungen werden sollten, wahrscheinlicher Weise die Glücklicheren sein würden; denn sollte es den Uebrigen auch gelingen, das Land zu erreichen, so schien ihr Schicksal noch viel qualvoller und bedauernswürdiger zu sein. Von allen Mitteln zu ihrer Erhaltung entblößt, mußten sie dort in einer öden Wüste, unter beständigem Kampf mit Wilden, welche zu den rohesten Bewohnern der Erde zu gehören schienen, und ohne

Hoffnung einer Erlösung, den traurigen Ueberrest ihres elenden Lebens hinbringen. Eine schreckliche Aussicht! Nur Diejenigen, welche in einer ähnlichen, eben so verzweifelten Lage eine Zeit lang auf die Entscheidung ihres Schicksals gewartet haben, dürfen sagen, daß sie den Tod in seiner ganzen schrecklichen Gestalt kennen gelernt haben! Während der Annäherung des fürchterlichen Augenblicks, von dem unser Schicksal abhing, sah Jeder Das, was er selber fühlte, auf dem Gesichte seines Unglücksgefährten ausgedruckt.

So wie die Stunde der höchsten Flut heranrückte, wurden so viele Leute, als man bei den Pumpen nur entbehren konnte, an die Schiffswinde gestellt. Der Augenblick erschien; es war ungefähr 20 Minuten nach 10 Uhr, als das Schiff wieder zu schwimmen begann; alle Kräfte wurden in diesem entscheidenden Augenblicke mit der äußersten Anstrengung aufgeboten und — es gelang uns, das Schiff von der Klippe glücklich hinabzuwinden. Zu unserm freudigen Erstaunen bemerkten wir, daß es jetzt wenigstens nicht mehr Wasser eindringen ließ, als es vorher auf der Klippe eingelassen hatte; und obgleich auch dieses mehr war, als die Pumpen wieder hinausschaffen konnten, so gab doch die Mannschaft ihre Arbeit deßwegen noch nicht auf, sondern kämpfte mit dem Wasser in und außer dem Schiffe noch aus allen Kräften. Endlich aber, nachdem sie schon bei 24 Stunden lang unmenschliche Arbeit und beständige Todesangst ausgestanden hatten, fingen sie zuletzt, nach gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte, an, matt und muthlos zu werden. Keiner von ihnen konnte jetzt mehr über 5 bis 6 Minuten lang nach einander an der Pumpe arbeiten; alsdann waren sie ganz erschöpft, und warfen sich aufs Verdeck nieder,

ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß ein 4 Zoll tiefer Wasserstrom von den Pumpen her unaufhörlich darüber lief. Wenn dann die, welche sie abgelöset, eben so lange gearbeitet hatten, und nun auch ihrerseits entkräftet waren, so warfen sie sich auf die nämliche Art nieder, und die ersten sprangen wieder an ihre Stelle.

So zerarbeiteten wir uns eine geraume Zeit lang, bis ein Zufall die Verzweifelung des Schiffsvolks aufs Höchste brachte. Die Planken, welche ganz unten im Schiffe den Fußboden ausmachen, werden die Decke genannt. Zwischen dieser und den Planken des wirklich äußersten Bodens, der die Haut genannt wird, ist ein Zwischenraum von ungefähr 18 Zoll. Nun hatte der Mann, der an den Schiffsbrunnen gestellt worden war, um die Tiefe des darin befindlichen Wassers zu beobachten und von Zeit zu Zeit anzugeben, bisher nur immer bis an die Decke gerechnet und die Wassertiefe im Schiffe nach diesem Maße angegeben. Dieser wurde jetzt abgelöset, und Derjenige, welcher an seine Stelle trat, rechnete die Wassertiefe bis an die auswendigen Planken oder bis an die sogenannte Haut. Das gab mit einem Mahle einen Unterschied von 18 Zoll. Jedermann glaubte daher, daß das Wasser in wenigen Minuten um so viel höher gestiegen sei, und daß es folglich um so viel stärker eindringen müsse. Auf diese Bothschaft war selbst der Beherzteste in Begriff, die Arbeit zusammt der Hoffnung aufzugeben. Der Irrthum brauchte nun nur noch ein paar Minuten lang unentdeckt zu bleiben, und unser Schicksal war entschieden.

Er wurde aber glücklicher Weise noch zur rechten Zeit entdeckt; und sobald man hörte, daß unsere Lage noch nicht so gefährlich war, als man sich solche vorgestellt

hatte, so entstand eine plötzliche und allgemeine Freude durchs ganze Schiff, die wie ein Zaubermittel wirkte. Es schien, als glaubte, so zu sagen, Keiner mehr, daß noch im geringsten eine wirkliche Gefahr übrig wäre. Neue Hoffnung und neue Zuversicht flößten einem Jeden neue Kräfte ein; und ungeachtet wir in Wahrheit jetzt nicht um ein Haar besser daran waren, als vorher, da die Mannschaft anfing, aus Mattigkeit und Muthlosigkeit in der Arbeit nachzulassen, so erneuerten sie doch nunmehr ihr Bestreben mit solchem Eifer und mit solcher Munterkeit, daß durch herzhaftes Pumpen das eindringende Wasser noch vor 8 Uhr des Morgens merklich war verringert worden. Jedermann sprach nun schon davon, daß man das Schiff nach irgend einem Hafen bringen müsse, als von einem Unternehmen, das gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen wäre, ungeachtet unser Zustand in der That noch höchstbedenklich war. Denn wer stand uns dafür, daß die überspannten Kräfte der Mannschaft bis dahin ausdauern würden? und wer konnte sagen, ob Wind und Wetter erlauben würden, uns der Küste zu nähern?

Ich stellte indeß alle Mannschaft, die bei den Pumpen jetzt entbehrt werden konnte, an, um die ausgeworfenen Anker zu lichten. Zwei derselben bekamen wir glücklich an Bord, der dritte hingegen ging mit der ganzen Kabeltau-Länge, d. i. mit 120 Klaftern des Ankertaues, verloren. Ein zweites Kabeltau hatten wir schon auf der Klippe eingebüßt. Aber das waren in unserer jetzigen Lage Kleinigkeiten, um die wir uns fast gar nicht einmahl bekümmerten, so empfindlich auch ein solcher Verlust zu jeder andern Zeit gewesen sein würde. Das Glück schien uns begünstigen zu wollen; wir bekamen gegen 11

Uhr einen Wind von der See her, gingen damit glücklich wieder unter Segel, und steuerten dem Lande zu.

Allein es war für Jeden, den Freude und Hoffnung nicht verblendet hatten, vorherzusehen, daß die entkräftete Mannschaft die noch immer unaufhörliche Arbeit des Pumpens nicht so lange werde aushalten können, als erfodert ward, wenn wir das Land erreichen sollten. Indem nun diese gar zu gegründete Besorgniß mich ängstigte, kam einer von meinen Unteroffizieren, Herr Monkhouse, wie ein Engel Gottes zu mir, und schlug mir ein Hülfsmittel vor, das er ehemahls, unter ähnlichen Umständen, an Bord eines Kauffahrteischiffes hatte gebrauchen sehen. Dieses Schiff, sagte er, war so leck, daß es in einer Stunde mehr als 4 Fuß Wasser eindringen ließ, und deßungeachtet wurde es durch dieses Hülfsmittel wohlbehalten aus Virginien nach London gebracht; ja der Schiffer, der es führte, setzte eine solche Zuversicht auf die Wirksamkeit dieses Mittels, daß, obgleich ihm der Zustand des Schiffes wohl bekannt war, er dennoch mit demselben auslief, und es nicht einmahl der Mühe werth achtete, so lange im Hafen zu warten, bis der Leck auf irgend eine andere Art hätte verstopft werden können.

Ich hatte mir das Mittel, welches man in der Sprache der Seefahrer »ein Schiff füttern« heißt, kaum beschreiben lassen, als ich die Güte desselben anerkannte, und dem Manne auftrug, es sogleich zu veranstalten. Ich ordnete ihm 4 oder 5 Mann als Gehülfen zu, und er stellte hierauf die Sache auf folgende Art an. Er ließ Fasern aufgedreheter Schiffsseile mit Wolle vermischen, und diese Vermischung klein hacken. Dann breitete er das Kleingehackte auf einem Segel-

tuche aus, und heftete mit Nadel und Zwirn, eine Handvoll nach der andern, so leicht als möglich, darauf an. Hierauf schüttete er eine Lage Schafdünger und anderes Auskehrig darüber her; Pferdemist aber, wenn wir solchen gehabt hätten, würde noch besser dazu gewesen sein. Als das Segeltuch solchergestalt bedeckt war, wurde es vermittelst einiger Seile, die es ausgespannt hielten, unter den Schiffsboden gezogen. Hier sog nun der Leck, zugleich mit dem Wasser, die kleingehackten Fasern von Hanf und Wolle ein; diese aber blieben darin hangen, und verstopften die Ritzen. Die Wirkung ging, zur großen Freude der ganzen Schiffsgesellschaft, über alle Erwartung; denn der Leck wurde so sehr dadurch vermindert, daß er jetzt ohne große Arbeit durch eine einzige Pumpe bestritten werden konnte.

So rettete die Aufmerksamkeit, mit welcher Herr Monkhouse sich dieses Mittel zu einer Zeit gemerkt hatte, wo er nicht wußte, ob er jemahls würde Gebrauch davon machen können, das Schiff, uns und sich selbst! Das ist also abermahls ein Beweis, daß man jenes Achtgeben auf Alles, was man hört und sieht, besonders jene Aufmerksamkeit auf alle nützliche Erfindungen und Geschäfte der Menschen, Jedermann, besonders aber jungen Leuten, die am wenigsten vorhersehen können, in was für Lagen und Umstände sie einst kommen werden, nicht genug empfehlen kann. Dadurch wächst der menschliche Geist an Erfahrung, Klugheit und gesundem Menschenverstande, wodurch er bei tausend Vorfällen im menschlichen Leben sich und Andern weit mehr Nutzen stiften kann, als durch die größte Gelehrsamkeit. Möchte doch jeder meiner jungen Leser sich dieses Bei-

spiel und die daraus fließende Lehre merken, und die letzte bei jeder Gelegenheit, wo es etwas zu sehen und zu hören giebt, in Ausübung zu bringen suchen!

Hoffnung, Trost und Freude waren jetzt auf jeglichem Gesichte zu lesen; und man sprach nun kaum noch von der Nothwendigkeit, einen Hafen aufzusuchen, um den erlittenen Schaden gehörig auszubessern, sondern man redete von der Fortsetzung unserer Reise, nach dem ursprünglichen Entwurf derselben, als ob uns gar kein Unfall begegnet wäre. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dem Schiffsvolke und den Herren Reisenden, die an Bord waren, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu bezeugen, daß zur Zeit unserer größten Noth, da Jedermann die Gefahr, worin wir schwebten, sehr richtig und vollständig zu fühlen schien, doch nirgends weder flehentliches Jammern, noch wilde Geberden zu sehen oder zu hören waren. Jeder schien sich seiner vollkommen bewußt und seiner mächtig zu sein; und Jeder strengte dabei seine äußersten Kräfte mit jener gelassenen und geduldigen Standhaftigkeit an, die von dem tobenden Ungestüm des Schreckens und von der düstern Unthätigkeit der Verzweiflung gleich weit entfernt ist.

Nach vielen unbeschreiblichen Arbeiten, und nach eben so vielen neuen Gefahren, welchen wir stündlich unterworfen waren, gelang es uns endlich, aber doch erst am fünften Tage, einen Hafen und mit ihm das Ende unserer diesmahligen Noth zu erreichen.

23.

Aufenthalt im Endeavour-Revier. Beschreibung des Landes in dortiger Gegend, nebst Nachricht von Dem, was während unsers Aufenthalts daselbst vorfiel.

Nunmehr wurde Alles, was im Schiffe noch übrig geblieben war, ans Land gebracht, um hienächst das Schiff selbst auf die Seite legen zu können. Sobald dies nun bewerkstelliget war, zeigte es sich, daß wir unsere Rettung einem sonderbaren, sehr zufällig scheinenden Grunde zu verdanken hatten. Der Felsen nämlich, der den größten Leck verursacht hatte, war in dem gemachten Loche stecken geblieben, und hatte es solchergestalt sogleich größtentheils wieder zugestopft. Wäre dieses nicht geschehen, so hätten wir nothwendig in eben dem Augenblicke zu Grunde gehen müssen, in welchem das Schiff von der Klippe hinabgewunden wurde.

Jedermann war nunmehr sehr beschäftiget, theils das Schiff wieder in brauchbaren Stand zu setzen, theils Lebensmittel und Erfrischungen aufzutreiben, deren besonders unsere Scharbockkranken sehr bedurften. Man fand etwas Palmkohl und einige Platanen; aber Fische zu fangen wollte uns gar nicht gelingen, ungeachtet wir sahen, daß die See hier im Hafen davon wimmelte.

Mehre von unserer Gesellschaft bekamen hier ein Thier zu Gesicht, das so groß wie ein Windhund, schlank, mausefarbig und außerordentlich schnell war, ungeachtet es mehr zu hüpfen als zu laufen schien. Ein Bootsmann, der für sich allein im Walde umherschlenderte, sah ein anderes, was er in seiner Dummheit für den leibhaftigen Teufel hielt. Wir fragten ihn natürlicherweise, wie denn dieser

Teufel ausgesehen habe? und seine Antwort war so sonderbar, daß ich sie mit seinen eigenen Worten anführen will. »Er war (sagte Hans) so groß als ein vier Kannen-Fäßchen und fast eben so gestaltet; er hatte Hörner und Flügel; doch kroch er so langsam durch's Gras, daß ich ihn hätte greifen können, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte.« Wir fanden nachher, daß dieser angebliche Teufel weiter nichts als eine große Fledermaus gewesen war. Man muß aber auch gestehen, daß die hiesigen Fledermäuse wirklich fürchterlich aussehen; sie sind schwarz von Farbe, und vollkommen so groß als ein Rebhuhn; Hörner haben sie zwar nicht, allein die Einbildungskraft eines Mannes, der den Teufel zu sehen glaubt, konnte diese Merkmahle der Höllenbewohner leicht hinzumahlen.

Als ich am folgenden Tage ein wenig umherging, bekam ich das ersterwähnte unbekannte Thier selbst zu sehen. Es war von einer hellen Mausefarbe, gleich an Gestalt und Größe einem Windhunde. Einige Tage danach war Herr Gore so glücklich, eins derselben zu erlegen, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, es genauer kennen zu lernen. Es war noch ein junges Thier, und wog daher nicht mehr, als 38 Pfd. Die Vorderfüße desselben waren nur 8 Zoll, die Hinterfüße hingegen 22 Zoll lang. Vermöge dieser Bauart ist es nur zum Hüpfen, nicht zum Laufen geschickt; aber die Sätze, die es dabei macht, sind sehr groß, und sobald es still steht, richtet es sich auf den Hinterfüßen in die Höhe, indem es die kleinen Vorderfüße dicht an die Brust legt. Die letzten scheinen ihm bloß zum Scharren gegeben zu sein. Der Schwanz des Thieres ist lang und dick. Der Kopf und die Ohren haben beinahe Hasenfarbe; das ganze

übrige Fell ist mausefahl. Von den Eingebornen wird dieses Thier, wie wir in der Folge erfuhren, Känguru genannt. Wir fanden das Fleisch desselben von ungemein lieblichem Geschmack.

Einer von meinen Unteroffizieren, der mit einer Kugelbüchse ausgegangen war, hatte einen Wolf gesehen und danach geschossen; allein er hatte ihn nicht erlegt.

Ein wiederholter Versuch Fische zu fangen, fiel über alle unsere Erwartung glücklich aus. Man fing in einigen Zügen eine solche Menge derselben, daß auf jeden Mann anderthalb Pfund ausgetheilt werden konnten. Verschiedene Kräuter gewährten uns ein nicht unebnes Zugemüse. Außerdem fanden wir hier eine Frucht, ungefähr von der Größe eines kleinen Reinettenapfels, nur etwas flacher und von dunkler Purpurfarbe, die, wenn sie einige Tage gelegen hatte und mürbe geworden war, ungefähr wie eine Pflaume schmeckte. Auf den Felsen und an seichten Oertern, die zur Zeit der Ebbe vom Wasser frei blieben, fand man jedesmahl eine erstaunliche Menge großer Meerschnecken, und, was am meisten erfreute, zuweilen auch große und ungemein leckere Schildkröten.

Einige von uns bekamen zwar von Zeit zu Zeit einzelne Wilde zu Gesicht, allein es verflossen mehr als 20 Tage, ehe uns der Wunsch, daß es zu einer Zusammenkunft und Unterhaltung zwischen ihnen und uns kommen möchte, gewährt wurde. Erst am 10ten des Heumonds ließen sich viere derselben auf einer uns nicht fernen Landspitze sehen. Sie beschäftigten sich eine gute Weile mit fischen, und wir von unserer Seite sahen ihnen geruhig zu, ohne sie zu unterbrechen. Hierdurch wurden Zwei derselben bewogen, sich unserm Schiffe bis auf einen

Flintenschuß zu nähern. Dann blieben sie stehen, und sprachen mit einander sehr lange und sehr laut. Auf unsere wiederholten Einladungen und Freundschaftsbezeigungen wagten sie sich endlich ganz dicht ans Schiff heran. Wir machten ihnen allerlei Geschenke; sie nahmen dieselben an, aber ohne sonderliches Wohlgefallen daran zu bezeigen. Einer von unsern Leuten warf ihnen endlich einen kleinen Fisch zu; darüber äußerten sie eine sehr lebhafte Freude, und nun gaben sie zu verstehen, daß sie ihre Gefährten auch holen wollten. Dies geschah. Alle Viere erhielten jetzt von neuen Geschenke, worauf sie sich wieder entfernten. Sie ruderten einer Stelle des Strandes zu, wo unser Tupia sich mit einigen Andern niedergesetzt hatte. Dieser bewog sie ohne viele Mühe, ihre Waffen niederzulegen und sich zu ihm zu setzen. Ich selbst ging, nebst einigen Andern, auch dahin, und wir brachten die Zeit bis gegen Mittag ganz vertraut und freundschaftlich mit einander zu.

Diese Männer waren von gewöhnlicher Höhe, hatten aber sehr kleine Gliedmaßen. Ihre Haut war schwärzlich oder dunkelbraun, ihr Haar schwarz, aber nicht wollicht, sondern abgestutzt. Den Leib hatten sie mit rothen Farben bemahlt, und einer von ihnen hatte sich die Oberlippe und die Brust mit weißen Streifen gezeichnet. Ihre Gesichtsbildung war übrigens angenehm, ihre Augen lebhaft, ihre Zähne weiß und gut gestellt, ihre Stimme wohlklingend und so biegsam, daß sie ohne die geringste Mühe uns Alles nachsprechen konnten.

Drei von diesen unsern neuen Bekannten kehrten am folgenden Morgen zurück, und brachten einen Fremden mit, den sie unter dem Namen Yariarko uns, wie Leute,

die zu leben wissen, ordentlich vorstellten. Dieser Herr zeichnete sich durch einen besondern Putz aus, er hatte nämlich den Nasenknorpel durchbohrt, und einen Vogelknochen hineingesteckt, der über einen halben Zoll dick und ungefähr 6 Zoll lang war. Bei genauer Beobachtung wurden wir in der Folge gewahr, daß hier Jeder die Nasenwand, so wie die Ohren durchlöchert hatte, ungeachtet nicht Jeder einen Zierrath darin trug. Sie hatten einen Fisch mitgebracht, den sie uns, vermuthlich aus Erkenntlichkeit für den ihnen gestern geschenkten, zum Geschenk überreichten. Uebrigens waren sie sehr aufgeräumt, und schienen gar nicht Willens zu sein, uns sobald wieder zu verlassen. Als aber einer von uns zufälligerweise ihren Kahn mit einiger Aufmerksamkeit betrachtete, sprangen sie augenblicklich ganz erschrocken in denselben hinab, und ruderten, ohne ein Wort zu sagen, mit der größten Eilfertigkeit von dannen. Vermuthlich mußte wol die Besorgniß in ihnen aufsteigen, daß man auf dieses ihr Eigenthum einen Anschlag habe.

Sie mußten indeß die Begegnung, die wir ihnen hatten widerfahren lassen, ihren Landsleuten im Ganzen gerühmt haben; denn am folgenden Morgen fanden sich drei Andere bei uns ein, und waren mit der Aufnahme, die sie bei uns fanden, so wohl zufrieden, daß Einer von ihnen fortruderte, um noch zwei andere seiner Landsleute herbeizuholen. Auch diese stellten sie uns, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Anzeige ihrer Namen vor. Jetzt bemerkten wir, daß diese Leute wirklich nicht so schwarz waren, als sie uns anfangs zu sein schienen, sondern daß ihre Schwärze größtentheils von Unreinigkeit und Rauch herrührte. Denn, so groß auch die Hitze in dieser Gegend ist, so sehen sie sich

doch genöthigt, sie größtentheils beim Feuer aufzuhalten, um wenigstens zur Nachtzeit vor den schmerzhaften Stichen der Muskitofliegen sicher zu sein.

In der Ferne bemerkten wir eine Frau nebst einem Knaben, die, gleich allen Uebrigen, gänzlich nackt einherging. Einer von unsern heutigen Gästen trug ein aus Muscheln sehr artig verfertigtes Halsband und ein Armband, welches aus verschiedenen Schnüren zusammengeflochten war. Auch hatten diese Leute ein Stück Baumrinde vor die Stirn gebunden.

Da es nunmehr zu einem ordentlichen freundschaftlichen Umgange zwischen den Indiern und uns gekommen war, so erhielten wir von Zeit zu Zeit immer mehr Besuche von ihnen. Wenn aber wir von unserer Seite ein Verlangen äußerten, sie zu den Ihrigen zu begleiten, so gaben sie allemahl zu erkennen, daß ihnen mit unserm Besuche gar nichts gedient sei. Unter allen Sachen, welche sie bei uns sahen, reizte ihre Aufmerksamkeit und ihre Begierde nichts so sehr, als die von uns gefangenen Schildkröten, welche denn auch wirklich hier so wohlschmeckend waren, als wir in England deren nie gegessen hatten. Dieser Umstand veranlaßte folgenden unangenehmen Vorfall.

Einsmahls, da wir zwölf dergleichen Stücke, deren jegliches im Durchschnitt seine 300 Pfund wog, auf dem Verdeck vorräthig hatten, erhielten wir einen Besuch von zehn Indiern, und es zeigte sich bald, daß die Absicht ihrer diesmahligen Höflichkeit keine andere war, als uns eine dieser Schildkröten abzunehmen. Sie schienen sogar auf den Fall einer Verweigerung von unserer Seite, darauf gefaßt zu sein, Gewalt zu brauchen, denn sie brachten diesmahl mehr Lanzen, als gewöhnlich, mit. Sie setzten indeß bei ihrer Ankunft

diese Waffen an einen Baum, und ließen einen Mann und einen Knaben zur Bedeckung dabei zurück. Dann kamen sie zu uns an Bord. Hier ersuchten sie uns nun, ihnen eine der Schildkröten zu geben, und da wir ihnen diese Bitte abschlugen, so gaben sie durch Blicke und Geberden den größten Zorn darüber zu erkennen. Ich bot zu einiger Ersetzung dem Einen von ihnen ein Stück Zwieback an; gierig riß er mir dasselbe aus den Händen, und warf es mit Verachtung über Bord. Ich ließ das gut sein. Ein Anderer wandte sich hierauf an Herrn Banks, und wiederholte ihr gemeinschaftliches Anliegen; und da auch dieser eine abschlägige Antwort erhielt, stampfte er mit dem Fuße, und stieß ihn, von Zorn und Rachsucht entbrannt, einige Schritte weit von sich weg. Auch diese Grobheit wurde von uns nicht geahndet. Nachdem sie sich hierauf wechselsweise an Jeden gewandt hatten, von dem sie vermutheten, daß er auf dem Schiffe etwas zu befehlen habe, fingen sie endlich an, Gewalt zu gebrauchen, erhaschten zwei Schildkröten, und wollten sie nach ihrem Kahne schleppen. Daran wurden sie nun von unsern Leuten verhindert; aber nichts destoweniger waren sie gesonnen, ihr Vorhaben durchzusetzen. Endlich, da sie sahen, daß alle ihre Mühe vergeblich war, sprangen sie, mit allen Merkmahlen der größten Wuth, in ihren Kahn, ruderten hurtig nach dem Lande, ergriffen einen Feuerbrand, und zündeten mit demselben im Wegrennen das lange und von der Hitze gedörrte Gras an, womit der Boden hier bedeckt war. Ihre Absicht dabei war boshaft genug. Diese ging nämlich dahin, unsere noch am Lande befindlichen Sachen in Brand zu stecken; und noch ehe wir diesen ihren Anschlag merkten, stand schon Alles rund umher in

Flammen. Zu unserm großen Glücke war das Schießpulver nebst den meisten andern unentbehrlichen Vorräthen kurz zuvor schon wieder an Bord gebracht, so daß unser Brandschaden eben nicht von großer Erheblichkeit war.

Noch nicht zufrieden mit der Rache, die sie dadurch ausgeübt hatten, liefen unsere erbitterten Indier nach einem andern Orte hin, wo einige unserer Leute mit Waschen beschäftiget waren, und die Fischnetze nebst einer ansehnlichen Menge von Leinwand zum Trocknen ausgebreitet hatten. Auch hier steckten sie, aller unserer Bitten und Drohungen ungeachtet, das trockne Gras in Brand. Hier glaubten wir denn genöthigt zu sein, eine mit Schrot geladene Flinte auf Einen derselben abzufeuern, wodurch er verwundet wurde. Er und seine Gefährten ergriffen hierauf augenblicklich die Flucht.

Bald danach sahen wir eine Partei Indier in der Ferne gegen uns ausrücken, und ich ging mit Herrn Banks und einigen Andern ihnen entgegen. Nach einigen Versuchen, ihnen wieder freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, glückte es uns endlich, durch Vermittelung eines Greises unter ihnen, der Fehde ein Ende zu machen. Sie stellten uns darauf, wie gewöhnlich, Diejenigen von der Gesellschaft vor, die wir noch nicht kannten, und zur Bestätigung ihrer gänzlichen Aussöhnung mit uns begleiteten sie uns gegen das Schiff zurück. Aber mit uns wieder an Bord zu gehen, dazu waren sie durch nichts zu bewegen.

Während unsers ganzen Aufenthaltes in dieser Gegend, beschäftigte mich die Sorge, wie wir durch die Klippen und Untiefen, welche das Meer hieselbst so äußerst unsicher machen, einen Ausweg finden würden.

Ich hatte von Zeit zu Zeit die in der Nähe liegenden Berge bestiegen, und wurde sowol durch meine Augen, als auch durch den Bericht des Schiffers, den ich zum Lothen ausgesandt hatte, immer mehr überzeugt, daß das Unternehmen, wieder unter Segel zu gehen, mit tausend zum Theil sichtbaren, zum Theil unsichtbaren Gefahren verknüpft war. Dennoch mußte es gewagt werden. Unser Schiff war nunmehr, so weit es sich hatte wollen thun lassen, wieder ausgebessert; wir erwarteten daher nur eine günstige Landluft, um wieder in die See zu stechen.

Mittlerweile hatte einer unserer Leute sich im Walde verirrt, und ehe er es sich versah, stieß er auf vier Indier, die sich hinter einem Busche gelagert hatten. Er stutzte zwar einen Augenblick, hatte aber doch Besonnenheit genug, um sogleich zu begreifen, daß er einer größern Gefahr ausgesetzt sein würde, wenn er liefe, als wenn er sich zuversichtlich bezeigte. Dieser richtigen Ueberlegung zu Folge nahm er ein munteres, aufgeräumtes Wesen an, und beschenkte sie, weil er sonst gerade nichts bei sich hatte, mit seinem Taschenmesser. Die Indier besahen dasselbe Einer nach dem Andern, und — stellten es ihm hierauf wieder zu. Jetzt wollte er sich ihnen empfehlen, allein sie bestanden darauf, daß er noch dableiben solle; und er hatte Standhaftigkeit genug, sich, ohne die geringste Furchtsamkeit zu äußern, bei ihnen niederzulassen. Sie betrachteten sowol ihn, als auch seine Kleidung, mit großer Aufmerksamkeit, und betasteten seine Hände, als wenn sie sich überzeugen wollten, daß er ein Wesen von einerlei Art mit ihnen sei. So brachte man ungefähr eine halbe Stunde ganz freundschaftlich und vertraut mit einander zu; dann gaben sie ihm durch

Zeichen zu verstehen, daß er nunmehr wieder gehen könne. Er machte sich diese Erlaubniß sogleich zu Nutze; allein er verfehlte beim Weggehn den rechten Weg. Die Indier, welche dieses bemerkten, standen sogleich von ihrem Feuer auf, und kamen ihm nachgegangen, um ihm zu zeigen, wohin er gehen müsse, um wieder zu dem Schiffe zu gelangen. Gewiß würde diese unvermuthete Zusammenkunft keinen so angenehmen Ausgang gehabt haben, wenn unser Mann, statt Vertrauen und Zuversicht, Furchtsamkeit geäußert hätte; also abermahls ein Beispiel, daß der Beherzte in den meisten Fällen weniger Gefahr läuft, als der Furchtsame.

Herr Banks, der unterdeß auf der andern Seite des Bezirks nach neuen Pflanzen ausgegangen war, fand dort — was er nicht suchte, den größten Theil des Tuchs, das wir den Indiern bei verschiedenen Zusammenkünften mit ihnen geschenkt hatten, auf einem Haufen beisammenliegen. Da diese Leute keine Bekleidung nöthig zu haben glauben, so hatten sie vermuthlich dies ihnen geschenkte Tuch für unnützes Zeug und also nicht für werth gehalten, sich damit zu schleppen. Als wahre ausübende Weise, welche das Ueberflüssige und Unnütze verschmähen, hatten sie daher den ganzen Plunder von sich geworfen, sobald sie aus unserer Gesellschaft wieder in ihre Wildniß zurückgekehrt waren. Hätte Herr Banks weiter nachsuchen wollen, so würde er vermuthlich die übrigen Kleinigkeiten, die wir ihnen gegeben hatten, ebenfalls gefunden haben; denn sie schienen Alles, was wir um und an uns hatten, als unnütze Sachen sehr geringe zu schätzen, nur die Schildkröten ausgenommen, die sie eben so gut, wie wir, zu gebrauchen wußten. Aber diese waren nun

gerade ein Artikel, dessen wir am allerwenigsten entbehren konnten.

Da das Schiff nunmehr so gut wieder hergestellt war, als es hier geschehen konnte, so sehnten wir uns nach einem Landwinde, der uns wieder in die See hinausführe; so besorgt uns auch auf der andern Seite die vielen gefährlichen Stellen machten, die wir bei unserer Abfahrt vor uns sahen. Allein wir konnten doch nun einmahl nicht immer hier bleiben; die Abfahrt mußte gewagt werden. Wir freueten uns daher, als der längst gewünschte Landwind endlich aufsprang, und gingen in Gottes Namen unter Segel.

26.

Neue Gefahr und Noth, worin das Schiff geräth. Entdeckung einer Straße, wodurch Neuholland von Neuguinea getrennt wird.

Um den neuen Gefahren, welchen wir jetzt entgegensegelten, mit so vieler Vorsicht, als mir möglich war, auszubeugen, ließ ich bei unserer Abfahrt von Endeavour-Revier die Anker von Zeit zu Zeit wieder fallen, um erst jedesmahl neue Beobachtungen über die Art und Weise anzustellen, wie wir uns durchzuwinden hatten. Einige meiner Offiziere und ich bestiegen den Mastkorb, wo wir den Irrgarten von Klippen und Untiefen, womit wir rund umher umgeben waren, übersehen konnten; ein Anblick, der nicht sehr tröstlich war. Lange forschte unser Auge nach, ob es zwischen denselben nicht eine Durchfahrt von sicherer Tiefe zu entdecken vermöchte, durch welche wir in die offene See hinauskommen könnten. Eine solche Durchfahrt zeigte sich aber nirgends. Zur Verschlimmerung unserer

Lage bei diesen mißlichen Umständen, wurde das Wetter um diese Zeit sehr stürmisch; und dieses neue Mißgeschick hielt mehre Tage lang ununterbrochen an. Wir sahen uns dabei genöthigt, vor Anker liegen zu bleiben. Allein auch das gewährte uns keine völlige Sicherheit; denn das Schiff fing von Zeit zu Zeit an, zu treiben, d. i. mit Nachschleppung der Anker fortbewegt zu werden, und wir hatten jedesmahl viele Mühe, es wieder festzulegen.

In diesem ängstlichen Zustande mußten wir 6 Tage lang zubringen. Endlich legte sich der Sturmwind, und wir wagten es nun, wieder unter Segel zu gehen, und uns mitten zwischen jene Untiefen zu begeben, um einen Ausgang aus denselben zu suchen.

Allein nicht lange, so fanden wir uns schon in einem so gefährlichen Wasser, daß ich es für unumgänglich nöthig hielt, uns wieder vor Anker zu legen, um erst von neuen Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen. In dieser Absicht fuhr ich, nebst Herrn Banks, sobald das Schiff gesichert war, in dem Boote nach einer Insel hin, die ungefähr 5 Seemeilen weit vom Lande entfernt lag. Hier hoffte ich, von dem Gipfel eines daselbst befindlichen Berges, die Lage der Untiefen besser, als vom Lande her oder vom Mastkorbe herab, übersehen zu können.

Allein zum Unglück wurde das Wetter an diesem Tage so trübe, daß ich die etwanigen Zwischenräume oder Durchfahrten zwischen der unabsehlichen Felsenreihe, die, so weit meine Augen reichten, in die hohe See hinauslief, nur sehr undeutlich bemerken konnte. Ich beschloß daher, auf der Insel zu übernachten, in der Hoffnung, daß am folgenden Morgen der Gesichtskreis sich vielleicht aufklären dürfte.

gerade ein Artikel, dessen wir am allerwenigsten entbehren konnten.

Da das Schiff nunmehr so gut wieder hergestellt war, als es hier geschehen konnte, so sehnten wir uns nach einem Landwinde, der uns wieder in die See hinausführe; so besorgt uns auch auf der andern Seite die vielen gefährlichen Stellen machten, die wir bei unserer Abfahrt vor uns sahen. Allein wir konnten doch nun einmahl nicht immer hier bleiben; die Abfahrt mußte gewagt werden. Wir freueten uns daher, als der längst gewünschte Landwind endlich aufsprang, und gingen in Gottes Namen unter Segel.

26.

Neue Gefahr und Noth, worin das Schiff geräth. Entdeckung einer Straße, wodurch Neuholland von Neuguinea getrennt wird.

Um den neuen Gefahren, welchen wir jetzt entgegensegelten, mit so vieler Vorsicht, als mir möglich war, auszubeugen, ließ ich bei unserer Abfahrt von Endeavour-Revier die Anker von Zeit zu Zeit wieder fallen, um erst jedesmahl neue Beobachtungen über die Art und Weise anzustellen, wie wir uns durchzuwinden hatten. Einige meiner Offiziere und ich bestiegen den Mastkorb, wo wir den Irrgarten von Klippen und Untiefen, womit wir rund umher umgeben waren, übersehen konnten; ein Anblick, der nicht sehr tröstlich war. Lange forschte unser Auge nach, ob es zwischen denselben nicht eine Durchfahrt von sicherer Tiefe zu entdecken vermöchte, durch welche wir in die offene See hinauskommen könnten. Eine solche Durchfahrt zeigte sich aber nirgends. Zur Verschlimmerung unserer

Lage bei diesen mißlichen Umständen, wurde das Wetter um diese Zeit sehr stürmisch; und dieses neue Mißgeschick hielt mehre Tage lang ununterbrochen an. Wir sahen uns dabei genöthigt, vor Anker liegen zu bleiben. Allein auch das gewährte uns keine völlige Sicherheit; denn das Schiff fing von Zeit zu Zeit an, zu treiben, d. i. mit Nachschleppung der Anker fortbewegt zu werden, und wir hatten jedesmahl viele Mühe, es wieder festzulegen.

In diesem ängstlichen Zustande mußten wir 6 Tage lang zubringen. Endlich legte sich der Sturmwind, und wir wagten es nun, wieder unter Segel zu gehen, und uns mitten zwischen jene Untiefen zu begeben, um einen Ausgang aus denselben zu suchen.

Allein nicht lange, so fanden wir uns schon in einem so gefährlichen Wasser, daß ich es für unumgänglich nöthig hielt, uns wieder vor Anker zu legen, um erst von neuen Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen. In dieser Absicht fuhr ich, nebst Herrn Banks, sobald das Schiff gesichert war, in dem Boote nach einer Insel hin, die ungefähr 5 Seemeilen weit vom Lande entfernt lag. Hier hoffte ich, von dem Gipfel eines daselbst befindlichen Berges, die Lage der Untiefen besser, als vom Lande her oder vom Mastkorbe herab, übersehen zu können.

Allein zum Unglück wurde das Wetter an diesem Tage so trübe, daß ich die etwanigen Zwischenräume oder Durchfahrten zwischen der unabsehlichen Felsenreihe, die, so weit meine Augen reichten, in die hohe See hinauslief, nur sehr undeutlich bemerken konnte. Ich beschloß daher, auf der Insel zu übernachten, in der Hoffnung, daß am folgenden Morgen der Gesichtskreis sich vielleicht aufklären dürfte.

Sobald es Tag geworden war, schickte ich das Boot nach dem Felsenriff zum Sonden aus; Herr Banks ging seinen Kräuterangelegenheiten nach, ich selbst aber bestieg von neuen den Berg, um Beobachtungen anzustellen. Allein zu meinem großen Mißvergnügen war und blieb das Wetter heute noch trüber, als es den Tag zuvor gewesen war, und dabei so stürmisch, daß das Boot unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Ziemlich mißmüthig über diese neue Widerwärtigkeit verließen wir die Insel, und ich gab ihr den Namen Eidechseninsel, weil wir kein anderes Thier, als eine Art großer Eidechsen, allda zu Gesicht bekommen hatten.

Bei unserer Rückfahrt stiegen wir auf einer andern niedrigen Insel aus, auf welcher wir eine unglaubliche Menge Vögel, und, außer einem Adlerneste, noch ein anderes ungeheures Nest fanden, dessen Erbauer und Besitzer wir aber leider! nicht zu sehen bekamen. Nach dem Umfange des Nestes zu urtheilen, mußte es ein Vogel von erstaunlicher Größe sein. Dieser Umfang betrug nämlich nicht weniger als 26 Fuß, und die Höhe des Nestes 2 Fuß 8 Zoll. Es war von dünnen Knüppeln auf der Erde erbaut. Ich gab dieser Insel den Namen Adlerinsel. Sowol hier, als auf dem ersten Eilande fanden wir deutliche Spuren, welche zeigten, daß die Indier vom festen Lande zuweilen herüber kommen müssen, um dem Fischfange daselbst obzuliegen.

Am 13ten August wagten wir es von neuen, die Anker zu lichten, und unsere gefahrvolle Fahrt fortzusetzen. Ich will aber die Leser mit einer umständlichen Beschreibung jeder neuen Schwierigkeit, die sich uns in den Weg legte, nicht ermüden; sondern nur kürz-

lich anzeigen, daß die schützende Vorsehung, welche über uns wachte, uns glücklich durchhalf, und daß wir, nachdem wir die Klippen und Untiefen mit möglichgrößter Behutsamkeit zurückgelegt hatten, zur allgemeinen Freude der ganzen Schiffsgesellschaft, endlich einmahl wieder im offenen Meere schwammen, wo wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine Klippen und Bänke mehr zu fürchten hatten.

Diese Freude dauerte indeß nicht lange. Denn erstens fanden wir, daß unser Schiff bei weiten nicht so gut wiederhergestellt war, als wir uns eingebildet hatten, indem es durch die ungestümen Schläge hoher Wogen schon wieder so leck geworden war, daß es in jeder Stunde nicht weniger als neun Zoll hoch Wasser eindringen ließ. Und dazu kam, daß unsere Pumpen zum Theil angefault und dadurch unbrauchbar geworden waren. Zweitens verloren wir jetzt das Land aus dem Gesicht; ein Umstand, der einer meiner angelegentlichsten Absichten durchaus zuwider war. Ich wollte nämlich, es koste was es wolle, auf dieser Reise ausmachen, ob das Land, dessen Küste wir bisher befahren hatten, mit Neuguinea zusammenhange, oder durch eine Durchfahrt davon abgeschnitten sei? Zur Erreichung dieser Absicht mußte ich das Land beständig im Gesichte zu behalten suchen. Wir mußten also eine unsichere Fahrt der sicherern vorziehn, und wieder gegen die Küste halten.

Es geschah; und noch ehe die Nacht eintrat, konnten wir wieder Land, aber mit ihm auch wieder das Brechen und Schäumen der Meereswogen über verborgenen Klippen sehen. Ungeachtet nun bald darauf eine Windstille einfiel, so wurden wir doch die Nacht über, obgleich unmerklich, so weit fortgetrieben, daß wir um

vier Uhr des Morgens das Brausen der Brandung ganz deutlich hören, und bei Anbruch des Tages, in einer mäßigen Entfernung von uns, die Wogen in ungeheurer Höhe über die Klippen emporschäumen sehen konnten. So fiel also das Unglück hier schon wieder, und zwar mit verdoppelter Wuth, über uns her. Die Wogen wälzten sich gegen das Riff hin, und rissen das Schiff mit ungestümer Gewalt mit sich fort. Jedes noch anwendbare Rettungsmittel wurde versucht, aber jedes ließ uns in Stich. Wir wollten ankern, aber es war kein Boden zu erreichen. Wir wollten der nahen drohenden Gefahr durch Hülfe der Segel entfliehn, aber es wehete auch nicht ein Hauch von Luft, geschweige denn ein Wind, und die fortrollenden Wogen rissen uns immer näher und näher gegen die Klippenreihe hin.

In dieser entsetzlichen Lage blieb uns kein anderes Hülfsmittel übrig, als die Böte; aber auch an diesen fehlte es gewissermaßen; denn unglücklicher Weise war die Pinasse jetzt eben unter des Zimmermanns Händen, und noch nicht völlig ausgebessert. Indessen hoben wir doch sogleich das lange Boot und die Jölle aus, und schickten wenigstens diese voran, um das Schiff hinweg bugsiren *) zu lassen. Wir Andern an Bord waren dabei auch nicht müßig, sondern erleichterten die Arbeit dadurch, daß wir am Hintertheile des Schiffs lange Ruder gebrauchten. Und so gelang es uns, das Vordertheil gegen Norden herum zu kehren; eine Wendung, die unsern Untergang zwar noch nicht hindern, aber doch verzögern konnte. Allein auch bloße Verzögerung des Verderbens ist für Leute in einer so verzweifelten Lage, als die unsrige war, schon Gewinn.

*) Durch Hülfe von Tauen fortziehen.

Mit dieser Arbeit hatten wir bis um 6 Uhr zugebracht; allein wir waren darüber auch so nahe an die Felsen hingerathen, daß wir kaum noch 300 Fuß weit davon entfernt waren, und daß ebendieselbe Woge, welche sich in diesem Augenblicke gegen das Schiff brach, den Augenblick darauf, wenn sie jenseits desselben wieder emporstieg, schon an die Klippen prallte und fürchterlich hoch gethürmt sich daran zerschellte. Zwischen uns und dem Untergange war also nur noch ein schmales, fürchterliches Thal, nicht breiter als die Grundfläche einer Woge! Und doch war die See noch immer unergründlich tief; wenigstens konnten wir mit 120 Klafter noch keinen Boden erreichen.

Allein obgleich die Hoffnung zu unserer Rettung jetzt verloren schien, so überließen wir uns doch keinesweges einer völligen Verzweifelung, sondern fuhren fort zu arbeiten, als wenn wir eines glücklichen Erfolgs gewiß gewesen wären. Der Zimmermann hatte unterdeß Mittel gefunden, die Pinasse wenigstens in so weit wieder zusammen zu flicken, daß sie Wasser halten konnte. Sie wurde hierauf augenblicklich ausgehoben, und den andern Böten beim Bugsiren zu Hülfe gesandt. Aber auch dies und all unser Bestreben würde fruchtlos gewesen sein, wenn nicht die alleslenkende Vorsehung gerade in dem entscheidendsten Augenblicke unsers Schicksals ein fast unmerkliches Lüftchen gesandt hätte, welches sanft in die Segel hauchte; zwar so sanft, daß wir zu jeder andern Zeit es kaum gemerkt haben würden, aber jetzt doch hinreichend, der Wageschale, auf welcher unsere Rettung schwebte, den Ausschlag zu geben, und das Schiff, mit Hülfe der Böte, um ein Merkliches quer von dem Riffe weg zu führen.

Nun lebte die Hoffnung von neuen in uns auf;

allein in weniger als 10 Minuten war es wieder eben so still als vorher; die Wellen jagten das Schiff von neuen den Klippen zu, und schon sahen wir zwischen uns und dem Tode abermahls nur einen Zwischenraum von 600 Fuß. Aber in dem Augenblicke, da unser Untergang zum zweiten Mahl unvermeidlich schien, erhob sich, Dank sei der mitleidigen Vorsehung! zum zweiten Mahl ein sanftes, wohlthätiges Lüftchen, und hielt ungefähr 10 Minuten lang an. In dieser glücklichen Zwischenzeit erblickten wir eine kleine Oeffnung im Riffe, die uns einen Durchweg zu versprechen schien. Ich schickte augenblicklich Einen von des Schiffers Gehülfen aus, um dieselbe zu untersuchen; und es währte nicht lange, so kam er mit der Nachricht zurück, daß sie zwar nicht breiter als das Schiff lang, daß aber jenseits derselben das Wasser still und vollkommen ruhig sei.

Nach dieser Entdeckung schien unsere Rettung nunmehr höchstens möglich — aber auch nicht um ein Haarbreit mehr als möglich — zu sein, in dem Falle nämlich, daß es uns glücken sollte, das Schiff durch diese Oeffnung hindurch zu führen. Dies wurde nun sogleich versucht. Allein ein unvermutheter Vorfall machte es uns unmöglich, unsere Absicht zu erreichen. Als wir nämlich, durch die vereinigte Hülfe des schwachen Windes und der Böte endlich bis an die Oeffnung hingekommen waren, fanden wir, daß die Flutzeit eben aufhörte, und daß das zurückströmende Wasser der Ebbe ungestüm, wie aus einer Schleuse, durch die Oeffnung uns entgegen schoß. Dieser Strom riß uns über eine Viertelstunde gewaltsam mit sich fort, und entfernte uns dadurch zwar von den Klippen, aber leider! nicht weit genug. Wir hatten daher noch immer alle Ursache, an unserer Rettung zu zweifeln, selbst dann noch zu

zweifeln, wenn die gelinde Luft, die nunmehr gänzlich erstorben war, auch noch einmahl wieder aufwachen sollte. Noch waren wir im Angesichte des Riffs, und sobald die Ebbe vorüber war, trieb die Flut, so sehr wir auch dagegen kämpften, das Schiff von neuen in seine vorige Lage zurück.

Um diese Zeit erblickten wir eine andere Oeffnung zwischen den Klippen, die ungefähr eine Meile weit westwärts von uns lag. Augenblicklich schickte ich den ersten Lieutenant, Herrn Hicks, im kleinen Boote dahin ab, um dieselbe untersuchen zu lassen; wir Andern aber kämpften unterdeß aus allen Kräften mit der Flut. Bald gewannen wir ein wenig über sie, bald sie wieder über uns. Dennoch hielt Jedermann in der Arbeit unverdrossen an, und that seine Schuldigkeit eben so pünktlich und ruhig, als ob gar keine Gefahr vorhanden gewesen wäre.

Herr Hicks kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß die Oeffnung zwar enge und gefährlich sei, daß man aber doch, wenn das Glück uns begünstige, hindurchkommen könne. Die bloße Möglichkeit, hindurchzukommen, war uns schon genug, den Versuch zu wagen; denn wer scheuet eine ungewisse und noch entfernte Gefahr, wenn es darauf ankommt, einer gewissen und gegenwärtigen zu entfliehn? Glücklicher Weise erhob sich zu eben der Zeit ein leichter Wind, der uns zur Erreichung unserer Absicht günstig war; denn dieser brachte uns, mit Hülfe der Böte, nicht nur bis zur Oeffnung hin, sondern auch — glücklich hindurch. Ja, eben die Flut, die unsern Untergang nur desto schleuniger befördert haben würde, wenn nicht hier eine Oeffnung gewesen wäre, trug jetzt zu unserer Rettung bei. Ihr Strom riß uns so entsetzlich

schnell mit sich fort, daß das Schiff, gerade wie ein Pfeil, hindurchschoß, und weder gegen die eine noch gegen die andere Seite der Durchfahrt anstoßen konnte. In diesem Schlunde fanden wir das Wasser von sehr ungleicher Tiefe, denn es wechselte von 30 zu 7 Klaftern sehr plötzlich ab, und der Boden war zugleich sehr gefährlich.

Sobald wir innerhalb des Riffs gekommen waren, ließen wir die Anker fallen; und — so groß und schnell sind oft die Veränderungen des Lebens! — wir hielten uns jetzt für glücklich, wieder in der nämlichen Lage zu sein, aus der wir erst vor zwei Tagen uns so sehnlich hinausgewünscht, und die Gewährung dieses Wunsches als das größte Glück betrachtet hatten, welches uns widerfahren konnte. So gefährlich es indeß auch immer sein mochte, mit einem schon halb zertrümmerten Schiffe, innerhalb des Riffs, zwischen einer unzählbaren Menge von Klippen umherzusegeln, so nahm ich mir doch jetzt unwiderruflich vor, auf meinem ferneren Laufe gegen Norden das feste Land nie wieder zu verlassen, es möge auch gehen, wie es wolle; denn die Entscheidung der Frage: ob Neuguinea mit diesem Lande zusammenhange oder nicht? war mir viel zu wichtig, als daß ich nicht gern mein Leben daran gewagt hätte, um eine bestimmte Entscheidung darüber zu erhalten. Der müßige und feige Wollüstling, der keinen andern Beruf in sich fühlt, als die Süßigkeiten und Gemächlichkeiten eines üppigen Lebens zu genießen, mag diese meine Entschließung immer Tollkühnheit nennen. In seinen Augen muß sie das freilich auch wol sein; in den meinigen war sie eine Pflicht, die ich dem Vaterlande, welches mich auf Entdeckungen ausgesandt hatte,

und der ganzen Menschheit, der diese Entdeckungen zu Statten kommen konnten, schuldig zu sein erachtete.

Um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, übergehe ich alle die ferneren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich uns von hier an stündlich von neuen in den Weg legten, und begnüge mich, nur zu melden, daß wir endlich am 21sten August eine Gegend erreichten, wo das Land ein Ende zu nehmen und von verschiedenen, noch weiter nördlich gelegenen Inseln durch eine Straße abgeschnitten zu sein schien. Nunmehr waren wir also an den Fleck gekommen, wo die Frage: ob dieses Land mit Neuguinea zusammenhange oder nicht? entschieden werden mußte. Um hierüber zu einer völligen Gewißheit zu gelangen, lief ich in die besagte Straße hinein, legte das Schiff vor Anker, und ging unter einer Bedeckung bewaffneter Leute und in Begleitung meiner Herren Reisegefährten ans Land, um einen Berg zu besteigen, von wannen sich die Gegend rund umher bequem beobachten ließ.

Als wir vom Schiffe abstiegen, erblickten wir zehn Indier am Lande; neun derselben waren mit Lanzen, der Zehnte aber mit einem Bogen und einem Bündel Pfeilen bewaffnet, welches uns hier zu Lande etwas ganz Neues und das erste Beispiel in der Art war. Drei derselben, unter welchen sich auch der Bogenschütze befand, kamen an den Strand herab, und stellten sich uns gegenüber. Wir glaubten, daß sie uns die Landung streitig machen wollten, als wir uns aber bis auf einen Flintenschuß genähert hatten, gingen sie ganz gemächlich und friedsam fort. Wir stiegen hierauf sogleich ans Land, und kletterten dann den Berg hinauf, welcher dreimahl so hoch als der Mastkorb, und dabei völlig kahl war. Jetzt standen wir auf dem Gipfel desselben

ben und schaueten umher. Zu meinem Vergnügen war, so weit ich die Straße gegen Südwesten mit meinen Augen verfolgen konnte, kein Land zu sehen; ich zweifelte also auch nun im geringsten nicht mehr, hier eine Durchfahrt gefunden zu haben, welche aus der Südsee nach dem Indischen Meere hinüberführe, und Neuholland von Neuguinea trenne.

Nachdem ich nunmehr an der östlichen Küste von Neuholland, die, wie ich gewiß weiß, noch kein Europäer vor mir besucht hatte, vom 38sten Grade der Breite bis zum 11ten Grade, also eine Strecke von 400 Deutschen Meilen lang, gesegelt war, und jetzt in Begriff stand, dieselbe zu verlassen, so ließ ich zum Abschied noch eine Flagge wehen, und nahm die ganze östliche Küste für Seine Majestät, König Georg III., unter dem Namen Neusüdwallis, mit allen daran liegenden Meerbusen, Häfen, Reeden und Inseln, förmlich in Besitz. Wir gaben hierauf eine dreimahlige Salve aus dem kleinen Gewehr, die im gleichen Maße vom Schiffe aus beantwortet wurde. Die Insel, worauf wir diese Feierlichkeit vornahmen, nannte ich Besitznehmungseiland (Possession Island) worauf wir uns wieder in unser Boot begaben, und nach dem Schiffe zurückruderten.

Am folgenden Tage gingen wir von neuen unter Segel, und fuhren nunmehr in die Straße hinein, sehr vergnügt über die Entdeckung derselben. Diese Straße wird auf der Südostseite von Neuholland, und auf der Nordwestseite von einer Menge Inseln begrenzt, die ich des Prinzen von Wallis Inseln genannt habe, und die sich wahrscheinlicher Weise bis ganz nach Neuguinea hin erstecken. Auf den meisten von diesen Inseln sahen

wie Rauch in die Höhe steigen; ein sicherer Beweis, daß sie bevölkert sein müssen.

27.

Umständlichere Beschreibung der östlichen Küste von Neuholland, nunmehr Neusüdwallis genannt. Von den Naturgütern und den Bewohnern des Landes.

Dieses Land ist größer, als irgend ein anderes der bekannten Welt, das nicht den Namen eines festen Landes oder eines Welttheils führt. Wir lernten zwar nur die östliche Küste desselben kennen, aber da diese, so weit wir sie befuhren, schon über 400 Deutsche Meilen beträgt, so läßt sich daraus schließen, daß der Flächeninhalt des ganzen Landes weit größer sein muß, als der von ganz Europa. Der südliche Theil des Landes ist, so weit wir ihn gesehen haben, niedrig und flach; gegen Norden hin wird es zwar höher, doch nirgends so sehr, daß man es gebirgig nennen könnte. Im Ganzen scheint der Boden gar nicht fruchtbar zu sein. Das Gras ist zwar mehrentheils hoch, aber auch dünne; und in den Gegenden, wo die größten Bäume wachsen, stehen sie wenigstens 40 Fuß weit aus einander. Es war gerade die dürrste Jahrszeit, in welcher wir uns hier befanden; dennoch sahen wir viele kleine Bäche und Quellen, aber keine große Flüsse und Ströme, welches gleichfalls beweiset, daß das Land keine hohe Gebirge haben muß.

Unter den hiesigen Fruchtbäumen fanden wir dreierlei Arten von Palmbäumen. Der Kohl, den man auf zweien Arten dieser Bäume findet, ist zwar klein, aber ungemein süß und schmackhaft. Die kleine Art trägt keinen dergleichen Kohl, aber, gleich den übrigen, eine Menge Nüsse von der Größe einer großen Kastanie.

Da wir bei den Feuerstellen der Indier viele Schalen solcher Nüsse zerstreut umherliegen sahen, so schlossen wir daraus, daß diese Frucht eßbar sein müsse. Allein der Versuch, den Einige von uns damit anstellten, mußte theuer bezahlt werden, denn die Frucht wirkte als ein heftiges Brech- und Abführmittel. Daß gleichwol die Indier sie genießen, schien uns ausgemacht zu sein; aber freilich hat der rohe Indier auch eine ganz andere Natur, als der verzärtelte und geschwächte Europäer. Dies hätten wir bedenken sollen. Selbst unsere Schweine schienen dieses Futter nicht ertragen zu können. Sie fraßen zwar davon, und es schien eine Zeit lang, als wenn sie sich wohl dabei befänden; aber nach Verlauf von ungefähr 8 Tagen wurden sie krank; zwei derselben starben, und die übrigen wurden mit genauer Noth gerettet.

Außer diesen Bäumen giebt es hier noch verschiedene kleine Bäumchen und Stauden, die in Europa völlig unbekannt sind. Eins von diesen bringt eine elende Art Feigen hervor; ein anderes trägt eine Art von Pflaumen, die mit den unsrigen weiter nichts, als die Farbe, gemein haben; ein drittes eine Art purpurfarbiger Aepfel, die, wenn man sie einige Tage liegen läßt, ungefähr wie eine Zwetsche schmecken.

Der Kräuterforscher findet hier einen großen Reichthum von neuen, unbekannten Pflanzen; es giebt aber nur sehr wenig eßbare darunter.

Von vierfüßigen Thieren, die wir hier vorfanden, habe ich schon oben den Hund, und das in Europa noch nicht bekannte Känguru genannt. Außer diesen sahen wir auch eine Art von Iltiß, und Einige von uns wollten auch Wölfe bemerkt haben. Einer unserer Bootsleute glaubte sogar, wie ich schon oben erzählt habe,

auch den Teufel hier gesehen zu haben; aber es fand sich, daß es nur eine große Fledermaus gewesen war. Von diesen giebt es hier verschiedene Arten, und darunter einige so groß, als man sie sonst nirgend findet.

See- und Landgeflügel giebt es hier in großer Menge und Mannichfaltigkeit. Zu dem letzten gehören auch große und kleine Papageien, Kakadu's und andere dergleichen ausnehmend schöne Vögel. Von Tauben insonderheit fanden wir eine unglaublich große Menge. Diese Vögel sind hier sehr schön, und haben eine ganz besondere Art von Hollen, dergleichen wir zuvor noch nie gesehen hatten.

Unter andern kriechenden Thieren findet man hier verschiedene Arten von Schlangen, deren einige giftig, andere aber unschädlich sind; ferner Skorpionen, Hundertfüße (Centipeden) und Eidechsen. Geziefer giebt es nur wenig; und unter diesen sind die Muskito's und die Ameisen die vornehmsten. Eine Art der letztern ist grün, wie Gras, wohnt auf den Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe, die kleinsten einer Faust, die größten eines Mannskopfes groß. Die Bauart dieser Nester ist sehr merkwürdig; sie bestehen aus mehren Baumblättern, deren jedes eine Hand breit ist. Von diesen biegen sie einige krumm, und leimen die Spitzen derselben dergestalt zusammen, daß sie ungefähr die Gestalt eines Beutels bekommen. Der Leim, dessen sie sich dazu bedienen, ist ein Saft, den die Natur selbst in ihrem Körper zubereitet. Wie sie es anfangen, die Blätter niederzubeugen und zu krümmen, dies zu beobachten, hatten wir keine Gelegenheit; allein an den bereits gebogenen Blättern sahen wir Tausende derselben, wie sie ihre vereinigten Kräfte anstrengten, um solche krumm zu halten, indessen ein anderer arbeitsamer Han-

fen inwendig beschäftiget war, dieselben anzukleben, damit sie nicht wieder in ihre vorige Lage und Gestalt zurückschnellen möchten. Um uns zu überzeugen, daß die Blätter bloß durch die angestrengten Kräfte dieser kleinen Künstlerinnen gebogen und niedergehalten würden, störten wir sie in ihrer Arbeit und trieben sie davon weg, worauf die Blätter augenblicklich in ihre natürliche Lage zurückkehrten. Die Spannkraft, durch welche dies geschah, war so stark, daß man kaum die Möglichkeit begriff, wie diese Kraft von so kleinen Geschöpfen überwunden werden könne. Weil wir aber unsere Neugierde auf ihre Kosten befriedigten, so ließen sie auch den ihnen zugefügten Schaden nicht ungeahndet. Tausende derselben fielen uns augenblicklich an, und verursachten uns durch ihre Stiche die unausstehlichsten Schmerzen. Am meisten mußten wir von denen ausstehn, die sich an unsere Hälse und in die Haare setzten, weil man sie da nicht so leicht wieder loswerden konnte. Ihr Stich war beinahe eben so empfindlich, als der einer Biene; doch dauerte der Schmerz jedesmahl nur eine Minute lang. — Wir fanden hier noch einige andere Arten von Ameisen, deren eine, welche die Aeste der Bäume aushöhlt, um sie zu bewohnen, ich schon oben beschrieben habe.

Das reichlichste Nahrungsmittel gewährt den Eingebornen die See. Selten warfen wir das große Netz aus, ohne 50 bis 200 Pfund Fische zu fangen, wovon die meisten sehr wohlschmeckend sind. Auf den Riffen und Bänken giebt es eine unglaubliche Menge der besten grünen Schildkröten, auch mancherlei Austern, besonders Felsen- und Perlaustern. Außerdem giebt es hier auch Meerschnecken und Seekrebse, und in einigen Buchten auch Alligators (eine Art kleiner Krokodille).

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Zahl seiner Einwohner allerdings sehr geringe zu sein. Der größte Haufen, den wir je beisammen sahen, belief sich nicht über dreißig Personen.

Es ist zwar wahr, daß wir von diesem ganzen Lande weiter nichts, als die östliche Küste gesehn haben, und zwischen dieser und der westlichen Küste liegt freilich ein ungeheurer Strich Landes mitten inne, der noch nicht untersucht worden ist; allein es ist doch wahrscheinlich, daß diese ganze große Strecke entweder durchaus ganz öde, oder wenigstens noch sparsamer bevölkert sein müsse, als die Küsten. Ohne Ackerbau würden die Bewohner in den innern Theilen des Landes unmöglich zu allen Jahrszeiten zu leben haben; verstände man sich aber mitten im Lande darauf, das Feld zu bauen, so würde man auch auf den Küsten etwas davon wissen. Hier indeß fanden wir nicht die geringste Spur davon. Es steht daher zu vermuthen, daß nur diejenigen Gegenden dieses Landes bevölkert sind, wo die See zum Unterhalt der Einwohner das Ihrige mit beitragen kann.

Alle Bewohner derjenigen Gegend, wo das Schiff ausgebessert wurde, und wir uns am längsten aufhielten, beliefen sich nur auf ein und zwanzig Personen, nämlich zwölf Männer, sieben Weiber, ein Knabe und ein Mädchen. Die Weiber haben wir nie in der Nähe zu sehen bekommen; denn so oft die Männer zu uns kamen, blieben jene allemahl in einer gewissen Entfernung zurück. Die Erstern waren von mittler Größe, wohlgebildet, und ungemein stark, munter und hurtig. Ihrer Gesichtsbildung fehlte es nicht ganz an Ausdruck, und ihre Stimmen waren sanfter und feiner, als man sie an Männern hören mag. Uebrigens sahen sie am ganzen Leibe so unsauber aus, als wenn sie mit Schmutz

gleichsam überzogen gewesen wären. Man konnte daher auch gar nicht bemerken, welche Farbe der Haut ihnen eigentlich natürlich sei. Wir versuchten es zwar, durch Abwaschen und Abreiben dahinterzukommen, aber das half beinahe so viel als gar nichts. Die Schmutzrinde schien in die Haut hineingewachsen zu sein. Die letzte Farbe, die sich nicht weiter abwaschen ließ, glich der Chokolade. Ihre Nasen sind nicht platt und eingedrückt, und ihre Lippen gar nicht aufgeworfen. Sie haben schöngereihte weiße Zähne; ihr Haar ist schwarz und lang von Natur, aber sie pflegen es durchgängig kurz abzuschneiden. Auch dieses war, wie ihre ganze Person, klebrig und schmutzig, aber frei von Ungeziefer. Ihr schwarzer Bart ist buschig und stark; sie kürzen ihn aber gleichfalls ab. Wir fanden bei genauerer Untersuchung, daß sie ihn abzusengen pflegen. Mit dem Hauptthaare verfahren sie vermuthlich eben so, denn nie sahen wir ein schneidendes Werkzeug von irgend einer Art bei ihnen.

Ihr ganzer Körper ist durchaus unbedeckt, und sie scheinen, wie die Thiere, für Schamhaftigkeit kein Gefühl zu haben. Und doch sind sie — was an so armseligen menschlichen Geschöpfen sehr befremdend scheinen muß — keinesweges frei von Eitelkeit. Denn wenn sie gleich nicht nöthig finden, ihre Blöße zu bedecken, so finden sie es doch sehr nöthig, sich zu putzen. Worin ihr Putz besteht? Erstens — und hier bitte ich diejenigen meiner jungen Leserinnen, welche sich selbst gern putzen mögen, ja recht aufmerksam zu sein — in einem fingerdicken und fünf bis sechs Zoll langen Knochen, den sie in die zu diesem Behuf durchbohrte Scheidewand zwischen den beiden Naselöchern stecken. Dieser Knochen reicht ihnen solchergestalt quer über das ganze Ge

sicht, und verstopft ihnen beide Naselöcher dermaßen, daß sie, um Athem zu schöpfen, den Mund weit aufgesperrt halten müssen. Ihre Sprache wird dadurch so undeutlich, daß sie sich selbst unter einander kaum verstehen können. Dies gab ihnen in unsern Augen ein so seltsames Ansehen, daß wir, ehe wir des Anblicks gewohnt wurden, jedesmahl große Mühe hatten, uns des Lachens zu enthalten. Sie selbst schienen sich etwas darauf zu Gute zu thun. So verschieden sind bei den Menschen die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit! Was dem Einen unausstehlich scheint, das kommt dem Andern entzückend vor. Beide gehorchen dabei dem Gesetz der Mode.

Außer diesem sonderbaren Nasenschmucke trugen sie auch Halsbänder, die aus sehr artig geschnittenen und an einander gereiheten Muscheln bestanden, und Armbänder von kleinen Schnüren, die zwei- bis dreimahl um den Obertheil des Arms gewunden waren. Eine ähnliche Schnur, von Menschenhaar geflochten, die nur so dick wie ein Zwirnsfaden war, hatten sie um den Unterleib gebunden. Noch schmücken Einige unter ihnen sich mit Brustbändern von Muscheln, welche vom Nacken quer über die Brust hinabhängen. Auch bemahlen sie ihre mit Schmutz überzogenen Leiber hin und wieder mit weißer und rother Farbe, um sich ein recht buntscheckiges Ansehn zu geben. Von der weißen Farbe legen sie auch kleine Schönfleckchen auf das Gesicht, und ziehen um jedes Auge einen Kreis davon. Die rothe Farbe schien Bergroth zu sein; was aber das Weiße eigentlich sein mochte, haben wir nicht entdecken können. Es sah aus, als ob es lauter kleine hart bei einander liegende Körner seien. Ihre Ohren waren zwar auch

durchlöchert, wir sahen aber Keinen, der etwas darin trug.

Gern hätten wir von den genannten Zierrathen einige Stücke eingetauscht; aber sie hielten dieselben viel zu hoch, als daß wir sie hätten bewegen können, uns auch nur das Geringste davon zu überlassen. Dies war um desto sonderbarer, da unsere Glaskorallen und Bänder nicht bloß ein ähnlicher Putz, sondern auch noch viel glänzender waren. Aber ich muß zugleich anmerken, was noch viel sonderbarer scheinen wird, daß diese Leute von Handel und Tausch nicht den allergeringsten Begriff haben, und daß es uns unmöglich fiel, ihnen einen davon beizubringen. Was wir ihnen gaben, nahmen sie an; daß wir aber etwas dagegen verlangten, war ihnen schlechterdings nicht begreiflich zu machen, wir mochten es anstellen, wie wir wollten. Auch war ihnen Alles, was wir hatten oder vorzeigten, durchaus gleichgültig; sie begehrten daher nicht nur nichts davon zu kaufen, sondern sie fühlten auch ganz und gar keine Versuchung, uns zu bestehlen. Hätten sie nach mehrem gelüstet, so würden sie auch weniger ehrlich gewesen sein. Denn daß ihre anscheinende Ehrlichkeit nicht sowol aus Tugend, als aus einem Mangel an Begierden herrühre, das zeigte sich bei jener Gelegenheit, da wir uns weigerten, ihnen unsere Schildkröten zu geben. Wie sie sich dabei nahmen, ist schon oben erzählt worden. Außer diesem einen Artikel hatten wir aber nichts, worauf sie nur den geringsten Werth gelegt hätten. Sie warfen daher die schönen Siebensachen, die wir ihnen schenkten, größtentheils in den Wäldern umher, wie Kinder es mit ihren Spielsachen zu thun pflegen, sobald sie sich satt daran gesehen haben.

Diese armseligen Geschöpfe schienen indeß an dem ersten und größten Gute des Lebens, an Gesundhei viel reicher, als wir zu sein. Wir sahen schlechterdings keinen Einzigen unter ihnen, der sich nicht vollkommen wohl befunden hätte; und man konnte keine andere Merkmahle von überstandenen körperlichen Leiden, als große ungestalte Narben entdecken, die von Wunden herzurühren schienen, die sie sich mit irgend einem stumpfen Werkzeuge selber beigebracht hatten, und wovon sie uns auch durch Zeichen zu verstehen gaben, daß es Denkmähler ihrer Betrübniß über das Absterben ihrer Freunde seien.

Beständige Wohnsitze scheinen sie nirgend zu haben. Ihre elenden Hütten waren sowol nach ihrer Bauart, als nach ihrer innern Einrichtung kunstloser und nachlässiger, als Alles, was wir in der Art je gesehen hatten. Sie bestehen aus biegsamen Zweigen; diese werden bogenförmig gekrümmt, mit beiden Enden in die Erde gesteckt, und alsdann mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinde bedeckt, so daß die Wohnung an Form und Ansehen einem Backofen gleicht. Sie ist dabei so klein und niedrig, daß ein Mann weder aufrecht darin stehen, noch sich der Länge nach darin niederlegen und ausstrecken kann. Unter solchen Hütten oder Schauern liegen sie in einer gekrümmten Stellung, so daß die Füße beinahe gegen den Kopf heraufreichen; und in dieser unbequemen Lage mögen drei bis vier Personen nothdürftig Platz darin haben. In den heißen Gegenden des Landes fanden wir diese Hütten noch nachlässiger gebaut. Sie bewohnen dieselben auch nicht für immer, denn sie bleiben in einer Gegend nur so lange, als sie Lebensmittel daselbst finden. Sind diese aufgezehrt, so ziehen sie weiter'

und lassen die Wohnungen dahinten. Wenn sie sich aber gleichsam auf dem Marsche befinden, und nicht länger als ein paar Tage irgendwo zu bleiben gedenken, so lagern sie sich unterm freien Himmel, und statt alles Obdachs dient ihnen dann bloß das Buschwerk oder Gras, welches hier gegen zwei Fuß hoch wächst.

Ihr unbedeutender Hausrath kommt mit ihren Wohnungen überein; er ist eben so armselig, als diese. Ein längliches, aus Baumrinde verfertigtes Gefäß zum Wasserschöpfen, ein kleiner aus Garn zusammengeknüpfter Beutel, worin sie gewöhnlich etwas Farbe zum Schminken, etliche Angelhaken und Angelschnüre, und einige Spitzen zu Wurfspießen auf dem Rücken tragen, machen alle ihre Besitzungen aus.

Ihre Angelhaken sind aus Muschelschalen gemacht, und ungemein sauber gearbeitet. Die dazu gehörigen Schnüre, wovon die feinsten kaum dicker als ein Haar, die stärksten hingegen einen halben Zoll dick sind, verfertigen sie aus den Fasern einer Pflanze, die wir kennen zu lernen keine Gelegenheit fanden. Außerdem haben sie sich ein künstliches Werkzeug zum Schildkrötenfang erdacht, dessen Beschreibung nicht hinreichen würde, meinen Lesern einen anschauenden Begriff davon zu geben. Ich thue daher Verzicht darauf. Aber man bemerke, wie erfinderisch und sinnreich hier, wie überall, das Bedürfniß macht, und wie nöthig es daher ist, wenn man seinen Verstand ausbilden und recht klug werden will, sich von früher Jugend an so wenig als möglich bedienen zu lassen, und seine Bedürfnisse, so sehr es immer thunlich ist, durch eigene Ueberlegungen und durch eigene Kraftanwendungen zu befriedigen.

Ihr Hauptnahrungsmittel machen die Fische aus; doch mögen sie zuweilen auch wol Gelegenheit finden,

ein Känguru — meine jungen Leser werden sich der oben gegebenen Beschreibung dieses Thieres erinnern — und verschiedene Vögel zu erlegen. Die letztern sind indeß hier so scheu, daß man ihnen kaum mit der Flinte beikommen konnte. Die einzige hiesige Pflanze, die man als ein wirkliches Nahrungsmittel ansehen kann, ist die Yamwurzel; doch scheint man sich auch einiger Baumfrüchte dazu zu bedienen. So viel wir bemerken konnten; essen sie keine Art von Fleisch roh; weil sie aber kein Gefäß haben, worin man etwas kochen könnte, so rösten sie es entweder auf Kohlen, oder backen es vermittelst heißgemachter Steine in ausgegrabenen Erdlöchern, wie die Bewohner der Südseeinseln.

Wir beobachteten, daß verschiedene von ihnen eine gewisse Art Blätter beständig im Munde hatten, so wie einige Europäer den Tabak, die Ostindier den Beetel zu kauen pflegen. Von was für einer Pflanze diese Blätter sein mochten, konnten wir nicht erfahren.

Von der Art, wie sie dem Wilde nachstellen, vielleicht auch Vögel zu haschen suchen, glaubten wir folgende Spuren zu bemerken. Wir fanden allenthalben, daß sie in die Stämme großer Bäume stufenähnliche Einschnitte gemacht hatten. Vermuthlich geschieht dieses, um desto bequemer hinaufzuklettern, um dort zu lauern, bis ein Thier vorbei, und ihnen nahe genug kommt, um es durch einen Wurf mit der Lanze erreichen zu können. Und auf eben diesen Standorten greifen sie vielleicht die Vögel, welche sich des Abends auf die Bäume setzen, um darauf zu übernachten.

28.

Fernere Nachrichten von Neusüdwallis. Fahrt von da nach Neuguinea.

Die Art und die Geschwindigkeit, womit die wilden Bewohner diesses Landes Feuer hervorzubringen wissen, ist bewundernswürdig. Sie nehmen zu diesem Behuf zwei Stück dürres und weiches Holz; das eine ist ein Stecken, ungefähr 8 bis 9 Zoll lang, das andere ein flaches Stück. Jenem geben sie eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdann mit dieser Spitze auf das andere Stück und drehen ihn hierauf zwischen ihren Händen, gleich einem Querl, geschwind herum. Das Holz fängt hiedurch in weniger als zwei Minuten an zu glimmen, und alsdann ist ihnen der kleinste Funke schon genug, weil sie das Feuer sehr geschickt und schnell zu vergrößern wissen. Die Art, wie sie sich dabei benehmen, ist folgende. Sie umwickeln den erregten Funken mit einer Handvoll dürres Gras und setzen sich damit sofort in Lauf. Es währt nicht lange, so ergreift das glimmende Feuer, durch die schnelle Bewegung angefacht, das Heu, und dieses geräth in Flamme. Dann bücken sie sich einen Augenblick, legen das brennende Gras nieder, wickeln hurtig einen neuen Funken in einen andern Büschel und rennen, wie zuvor, wieder von dannen. Ueberall, wo sie sich niederbücken, sieht man unmittelbar danach die Flamme auflodern, weil das umherstehende dürre Gras von dem niedergelegten Feuer sogleich ergriffen wird.

Auf diese Weise können sie, wie ich schon oben erzählt habe, in kurzer Zeit eine ganze Gegend in Brand setzen; und vermuthlich bedienen sie sich dieses Mittels, um das Känguru zu fangen, indem sie es rund umher

mit Feuer einschließen. Wenigstens bemerkten wir, daß dieses Thier sich vor dem Feuer außerordentlich fürchtete; ja es scheute sich vor bloßen Brandstellen, auf welchen kein Feuer mehr zu spüren war, so sehr, daß man es kaum durch die Hunde zwingen konnte, darüber wegzulaufen.

Die Waffen dieser Indier bestehen aus Spießen oder Lanzen, und sie haben deren in verschiedener Art. Einige hatten vier Zinken, deren jede nicht nur mit einer Spitze von Knochen, sondern auch mit einem Widerhaken versehen war. Die Spitzen überziehen sie mit einem harten Harze, wodurch sie nicht nur glänzend, sondern auch glatt werden, und vermöge dieser letzten Eigenschaft dringen sie leichter und tiefer in den Gegenstand, den sie treffen, ein. In andern Gegenden führt man Lanzen, die nur eine Spitze haben. Der Schaft besteht aus einem Rohr, oder einem Gewächs, das dem Rohre gleicht. Er wird 8 bis 14 Fuß lang gemacht, besteht aber nicht aus einem einzigen Stücke, sondern aus mehren, die in einander geschoben, und dann festgebunden sind. Die Spitze, womit er versehen wird, besteht bald aus einem harten und schweren Holze, bald aus einer Fischgräte. Anstatt der Widerhaken pflegen diese Spitzen mit verschiedenen kleinen Gräten verbunden zu sein, die rückwärts in entgegenstehender Richtung daran befestigt sind. In die von Holz gemachten Spitzen pflegen sie scharfe Stücken von zerbrochenen Muschelschalen hineinzustecken, und die Fugen mit Harz auszufüllen.

Eine mit dergleichen Widerhaken versehene Lanze ist in der That ein fürchterliches Gewehr. Denn wenn sie trifft und einmahl eingedrungen ist, so kann man sie nicht wieder aus der Wunde bringen, ohne das Fleisch

mit hinwegzureißen, oder die scharfen und schroffen Splittern der Gräten oder der Muschelschale, die den Widerhaken ausmachen, in der Wunde zurück zu lassen. Sie wissen diese Waffe mit ungemeiner Stärke und Geschicklichkeit zu werfen. Auf 30 bis 60 Fuß werfen sie damit aus freier Hand; soll sie aber auf 100 bis 150 Fuß weit tragen, so bedienen sie sich dazu eines Werkzeuges, welches wir einen Wurfstock nannten. Dieses ist ein ebener, glatter Stecken, aus einem harten Holze verfertiget, ungemein schön geglättet, ungefähr 2 Zoll breit, einen halben Zoll dick und 3 Fuß lang, und sie bedienen sich desselben, um die Lanze damit fortzuschnellen, auf eine Weise, die ich meinen jungen Lesern anschaulich zu machen vergebens versuchen würde. Die Wirkung davon ist bewunderswürdig; denn sie treffen auf diese Weise in einer Entfernung von 150 Fuß ihren Gegenstand ungleich zuverlässiger, als wir es mit einer einzelnen Kugel vermögen.

Von Schutzwaffen bemerkten wir bei den Eingebornen nichts, als eine Tartsche oder einen Schild, der länglich und ungefähr 3 Fuß hoch, anderthalb Fuß breit und aus der Rinde eines Baumes verfertiget war. Dergleichen Schilde müssen hier von den Eingebornen häufig gebraucht werden, denn wir fanden oft Bäume, an welchen solche Stücken Rinde fehlten, als dazu, der Form nach, gehören. Bisweilen fanden wir auch die ganze Form des Schildes in die Rinde eines Baumes wirklich eingeschnitten, doch so, daß man die Rinde nicht wirklich abgelöst, sondern nur den Rand derselben ringsum ein wenig aufgehoben, und durch hineingetriebene Keile in dieser Lage erhalten hatte. Die Eingebornen müssen also wol bemerkt haben, daß Baumrinde desto dicker und stärker wächst, wenn man ein

Stück davon ringsumher ausschneidet, und sie in diesem Zustande noch eine Zeit lang am Baume sitzen läßt.

Die Kähne dieses rohen Volks sind eben so kunstlos und schlecht, als ihre Hütten. Am südlichsten Theile der Küste bestehen sie bloß aus einem Stück Baumrinde, das ungefähr 12 Fuß lang, an den Enden zusammengebunden und in der Mitte durch kleine Stecken auseinander getrieben ist. So elend und unsicher aber ein solcher Kahn auch ist, so sahen wir doch einstmahls, daß er drei Personen führen könne. In seichtem Wasser stoßen sie diese Nachen durch Stangen fort, und wo es tiefer ist, da gebrauchen sie flache Ruder. So schlecht diese Kähne aber auch immer sein mögen, so haben sie doch ihre Vortheile. Sie gehen z. B. nicht tief im Wasser und sind sehr leicht; sie können also in denselben auf die seichtesten Schlammbänke fahren, um Schalenfische aufzulesen, welches der wichtigste Gebrauch ist, den sie davon zu machen haben. Wir beobachteten noch, daß mitten in diesen Kähnen allemahl ein großes Büschel Seegras lag, und daß auf demselben ein kleines Feuer angezündet zu sein pflegte, vermuthlich, damit die Leute, wenn sie auf den Fischfang ausgehen, ihren Hunger gleich auf der Stelle stillen, und was sie fangen alsobald zubereiten und verzehren können. Als wir weiter gegen Norden kamen, fanden wir die Kähne schon von besserm Ansehn. Hier bestanden sie auch nicht mehr aus Baumrinde, sondern aus dem Stamme eines Baumes, der durch Feuer ausgehöhlt und hienächst künstlich genug bearbeitet war.

Die einzigen Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Beil, welches aus Stein, aber herzlich schlecht verfertiget ist, einige kleine Stücken des nämlichen Steins, welche die Gestalt eines Keils haben,

ein hölzerner Hammer, ein paar Muschelschalen und etliche Stücke Korallen, jene zum Schneiden, diese zum Raspeln. Zum Glätten ihrer Wurfstöcke und der Spitzen ihrer Lanzen bedienen sie sich der Blätter von einer Art wilder Feigenbäume. Dieses Laub greift das Holz fast eben so stark an, als das Schachtelrohr, dessen unsere Tischler sich zum Glätten bedienen. Mit diesen elenden Werkzeugen und mit Hülfe des Feuers einen Kahn aus dem Stamme eines Baumes zu verfertigen, muß allemahl eine höchst schwere und langwierige Arbeit sein; ja uns Europäern, die wir an den Gebrauch eiserner Werkzeuge gewöhnt sind, kommt dies beinahe ganz unmöglich vor. Aber man sieht doch hieraus, daß keine Schwierigkeit so groß ist, daß anhaltender Fleiß, Geduld und Standhaftigkeit sie nicht sollten überwinden können; eine Wahrheit, die ich meinen jungen Lesern nicht zu oft wiederholen zu können glaube. Schande über die schlaffe Menschenseele, die vor jeder Schwierigkeit erschrickt, und ein nützliches Vorhaben aufgiebt, ohne erst Alles, was menschliche Kräfte vermögen, dabei versucht zu haben!

Ich habe schon oben gesagt, daß die Bevölkerung dieses großen Landes außerordentlich gering ist. Was die Ursache davon sein möge: ob sie sich, gleich den Bewohnern von Neuseeland, unter einander selbst aufreiben, ob sie durch Hungersnoth weggerafft werden, oder ob es irgend eine andere Ursache giebt, welche der Vermehrung ihrer Art im Wege steht? das müssen wir künftigen Seefahrern zu untersuchen überlassen. Unsere eigenen mangelhaften Beobachtungen setzen uns noch nicht in den Stand, darüber zu entscheiden. Daß sie Kriege mit einander

führen, läßt sich aus ihren Waffen deutlich schließen. Denn wenn man auch annehmen wollte, daß ihre Lanzen zum Fischen und Jagen gebraucht würden, so könnte doch der Schild zu nichts anderm, als zum Schutz wider die Angriffe eines Feindes dienen. Gleichwol fanden wir kein anderes Merkmahl irgend einer verübten Feindseligkeit unter ihnen, als einen Schild, der von einer Lanze durchbohrt war. Wir können nicht einmahl mit Zuversicht entscheiden, ob sie feig oder herzhaft sind? Zwei von ihnen widersetzten sich freilich einmahl mit vieler Entschlossenheit unserer Landung, als wir uns mit zwei stark bemannten Böten ihrer Küste näherten, und die Hartnäckigkeit des Einen, der, nachdem er schon mit Schrot verwundet war, noch einmahl umkehrte, um uns Trotz zu bieten, schien zu beweisen, daß sie nicht nur von Natur herzhaft, sondern auch mit den Gefahren des Krieges bekannt, und ein streitbares Volk sein müßten; allein an allen andern Orten betrugen sie sich ungewöhnlich feig und schüchtern, denn sobald wir uns nur sehen ließen, entflohen sie im größter Eile, und wagten es nicht einmahl, uns von weiten zu drohen. Dies machte uns denn geneigt, sie in Durchschnitt mehr für feig, als für herzhaft zu erklären.

So viel von den Bewohnern dieses Landes. Jetzt will ich den Faden unserer Reisegeschichte wieder aufnehmen, und die fernern Abenteuer erzählen, welchen wir von hier aus entgegengingen.

Wir steuerten nunmehr gen West-Nord-Westen. Da aber gegen Abend ein widriger Wind eintrat, so sahen wir uns genöthiget, einen Anker auszuwerfen und die Nacht über still zu liegen. Gegen Morgen wollten wir ihn wieder lichten, um weiter zu segeln, allein

wir hatten das Unglück, daß das Kabeltau riß und der Anker also auf dem Grunde des Meeres zurückblieb. Ihn in Stich zu lassen, wäre ein zu großer Verlust für uns gewesen; ich ließ daher geschwind einen andern Anker auswerfen, um das Schiff festzuhalten, und wir versuchten hierauf, ob es möglich wäre, des verlornen wieder habhaft zu werden. Es glückte uns, die Stelle, wo er lag, ausfindig zu machen; und da wir hierauf anfingen, die See, wie es in der Schiffersprache genannt wird, zu kehren *), so hatten wir auch bald das Vergnügen, ihn zu fassen. Er wurde hierauf wirklich bis über das Wasser heraufgewunden, aber in dem Augenblicke, da man ihn ins Schiff heben wollte, glitt das Seil ab, und wir sahen ihn vor unsern Augen wieder in die Tiefe zurücksinken. Wir ließen indeß nicht nach, kehrten die See zum zweiten Mahl, hatten von neuen das Glück, ihn zu fassen, und nun wurde er endlich glücklich an Bord gebracht. Sehr vergnügt über diesen Erfolg gingen wir hierauf wieder unter Segel.

Noch an dem nämlichen Tage hatten wir das Unglück, zwischen Untiefen zu gerathen, wo unser Untergang unvermeidlich gewesen sein würde, wenn der An-

---

*) Die See kehren heißt, ein langes Seil auf dem Grunde der See hinziehen, um durch Hülfe desselben einen abgerissenen Anker rc. wieder zu finden und zu fassen. Zu diesem Behuf werden die beiden Enden des Seils an zwei Böte befestiget, die in einiger Entfernung einander gegenüber rudern. An die Mitte des Seils hängt man zwei Kanonenkugeln oder andere Gewichte, die es auf den Boden hinabdrücken. Indem nun die Böte fortrudern, schleppen sie das Seil auf dem Grunde des Meeres nach, und dieses faßt den Anker.

ker, der in der größten Geschwindigkeit gesenkt wurde, nicht augenblicklich gefaßt hätte. Rings umher waren Bänke, gegen welche Wind und Flut uns zugleich hintrieben; doch betrug glücklicherweise an derjenigen Stelle, wo der Anker das Schiff, festhielt, die Tiefe noch 6 Klafter. In einer kleinen Entfernung von da fand man nicht mehr als 2 Klafter. Unser Aller Leben hing jetzt, zusammt dem Schiffe an dem ausgeworfenen Anker. Hätte dieser nicht alsobald gefaßt, oder hätte er der Gewalt des Windes und der Flut, die uns fortzureißen strebten, nachgegeben, so wären wir ohne Rettung verloren gewesen. Dies geschah indeß nicht, und wir blieben auf der nämlichen Stelle so lange liegen, bis man die Gegend ringsumher durch Lothen erforscht, und den Gang, den das Schiff nehmen mußte, um aus diesem Gewirre von Sandbänken herauszukommen, gefunden hatte. Wir kamen also auch diesmahl nur mit einer Beängstigung davon.

Drei Tage nachher bekamen wir die südliche Küste von Neuguinea zu Gesicht. Allein ungeachtet wir nicht über 4 Seemeilen weit davon entfernt waren, so konnten wir es doch, seiner niedrigen Oberfläche wegen, kaum unterscheiden. Es schien indeß gut mit Gehölz bewachsen zu sein. In verschiedenen Gegenden erblickten wir Rauch, und konnten also sicher schließen, daß es dort bewohnt sein müsse.

Eine große Schlammbank, welche zwischen uns und dem Lande ununterbrochen gegen Westen fortlief, machte es uns unmöglich, uns ihm zu nähern, so oft wir es auch versuchten, und so sehr wir es auch wünschten. Nachdem wir nun solchergestalt 6 Tage lang vergeblich hier zugebracht hatten, wurden wir es endlich überdrüssig, den südlichen Zeit- oder Passatwind, der uns nach

Batavia führen sollte, noch länger ungenützt zu lassen, um so mehr, da er, der Jahrszeit nach, nicht lange mehr wehen konnte. Es wurde also beschlossen, daß wir so nahe als möglich gegen die Küste hinsteuern, sodann in der Pinasse ans Land gehen wollten, und daß das Schiff, während wir die Naturgüter und Bewohner desselben untersuchen würden, bis zu unserer Zurückkunft ab- und zukreuzen sollte.

Eine leichte Luft wehte uns um diese Zeit die lieblichsten Wohlgerüche zu, welche die Bäume, Stauden und Kräuter des Landes ausdufteten, und welche uns um so viel begieriger danach machten. Wir näherten uns daher demselben so weit wir konnten, das ist, ungefähr bis auf 3 Seemeilen weit. Hier legten wir das Schiff bei, und ich ließ die Pinasse ausheben, die ich denn in Gesellschaft der Herren Banks und Solander und neun anderer Leute bestieg. Wir waren sämmtlich wohl bewaffnet; und so ruderten wir dem Strande zu.

Als wir noch gegen 600 Fuß davon entfernt waren, wurde das Wasser so seicht, daß die Pinasse nicht weiter fortkommen konnte. Wir sahen uns also genöthiget, wollten wir anders nicht unverrichteter Sache zurückkehren, diese Strecke bis nach dem Lande hin zu durchwaten. Dies wurde denn auch bewerkstelliget, indem wir zwei Bootsleute zur Bewachung des Boots zurückließen.

Sobald wir ans Ufer traten, erblickten wir hart an der See, da wo der Sand jetzt zur Ebbezeit trokken war, menschliche Fußstapfen; folglich mußten diejenigen, von welchen sie herrührten, nur unlängst erst hier gewesen sein. Das Land war mit einem dickverwachsenen Walde bedeckt, der bis auf einen Flinten-

schuß weit zu unserer Landungsstelle herabreichte. Die Klugheit erfoderte daher, auf unserer Hut zu sein, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen, und den Rückweg nach dem Boote frei zu halten. Wir gingen daher längs der Außenseite des Waldes nach einem Hain von Kokosbäumen, der die Ufer eines kleinen Baches beschattete, dessen Wasser wir salzig fanden. Die Bäume waren nicht groß, aber mit Früchten beladen, und unter denselben stand eine Hütte oder ein Schauer, mit Blättern bedeckt, wovon jedoch die meisten schon abgefallen waren. Um die Hütte her lag eine große Menge Kokosnußschalen zerstreut, und einige derselben schienen so frisch zu sein, als ob sie erst eben vom Stamme gekommen wären. Sehnsuchtsvoll hefteten sich unsere Augen auf die schönen Nüsse; allein da es nicht rathsam war, auf die Bäume hinauf zu steigen, weil wir in jedem Augenblicke einen Ueberfall zu besorgen hatten, so mußten wir unserer Begierde Einhalt thun, und den Ort verlassen, ohne nur eine einzige Nuß gekostet zu haben. Wohl bekam es uns jetzt, daß wir durch Uebung gelernt hatten, unsere Begierden zu beherrschen!

Nicht weit von da fanden wir Platanen und einen Brotfruchtbaum; der letzte trug aber dasmahl nichts. Indem wir uns nun so von unserm Boote immer mehr und mehr entfernten, sprangen auf einmahl drei Indier mit einem entsetzlichen Geschrei aus dem Walde hervor, und kamen auf uns zugelaufen. Der Vorderste schleuderte in vollem Laufe Etwas aus der Hand, das seitwärts von ihm flog, und vollkommen wie Schießpulver brannte, aber keinen Knall von sich gab. Die beiden Andern warfen zu gleicher Zeit ihre Lanzen nach uns. Es schien nun, als wenn wir mit unserer Selbstver-

theidigung keine Zeit zu verlieren hätten; es wurde daher mit Schrot auf sie gefeuert. Allein das Schrot trug wahrscheinlicherweise nicht so weit, denn ob sie gleich einen Augenblick still standen, so wichen sie doch nicht zurück, sondern warfen vielmehr einen dritten Wurfspieß nach uns. Da wir nun glaubten, daß dem Blutvergießen, welches jetzt unvermeidlich schien, am besten vorgebeugt werden könnte, wenn wir sie nicht näher kommen ließen, so ladeten wir unsere Flinten mit Kugeln und feuerten zum zweiten Mahl. Diesmahl wurden vermuthlich ein paar von ihnen verwundet, aber hoffentlich nicht gefährlich; denn sie ergriffen augenblicklich die Flucht, und wir sahen mit Vergnügen, daß sie schnell und munter davon liefen.

So angenehm es uns gewesen wäre, die Früchte dieses Landes zu genießen, und unsere Wißbegierde mit Untersuchung der Bewohner desselben und seiner Naturgüter zu befriedigen, so wollte ich doch weder das Eine noch das Andere mit dem Blute der Eingebornen erkaufen. Wir machten uns daher auf den Rückweg, und eilten dem Boote zu. Indem wir nun längs der Küste hingingen, bemerkten wir, daß die im Boote zurückgelassenen Bootsleute uns durch Winke zu erkennen gaben, daß mehre Indier zum Vorschein kämen, und ehe wir noch das Wasser erreichten, sahen wir selbst verschiedene derselben um eine Landspitze herumkommen, die indeß noch ziemlich weit von uns entfernt war. Vermuthlich mochten diese den drei Flüchtlingen begegnet sein, und schon einige Nachricht von unserer Uebermacht eingezogen haben; denn sobald sie uns sahen, standen sie still, und schienen darauf zu warten, daß der Haupttrupp, welcher vielleicht noch zu-

rück sein mochte, näher herankommen sollte. Wir unserer Seits gingen indeß ungesäumt ins Wasser und wateten nach dem Boote; sie hingegen blieben auf ihrer Stelle ruhig stehen.

Sobald wir an Bord gekommen waren, ruderten wir dem Orte gegenüber, wo sie auf einem Haufen zusammenstanden. Ihre Anzahl hatte sich jetzt gegen 300 vermehrt. Wir betrachteten sie vom Wasser her eine ganze Zeit lang, und fanden sie fast von einerlei Ansehn mit den Neuseeländern. Ihr Wuchs war ungefähr der nämliche; auch gingen sie, gleich Jenen, völlig ungekleidet. Nur die Farbe ihrer Haut dünkte uns etwas weniger dunkelbraun zu sein, welches vielleicht daher rühren mochte, daß sie nicht ganz so schmutzig waren.

Während der Zeit, daß wir sie so ansahen, foderten sie uns unabläßig und unter beständigem Geschrei zum Kampfe heraus. Je vier oder fünf derselben brannten dabei von Zeit zu Zeit ihr Feuer ab. Was dieses eigentlich für Feuer sein mochte, und wozu das Abbrennen dienen sollte, das konnten wir nicht ergründen. Was wir dabei unterscheiden konnten, war Folgendes: sie hatten einen kurzen Stock, vielleicht ein hohles Rohr in der Hand; dieses schwenkten sie neben sich ein paar Mahl im Kreise herum, dann sah man plötzlich Feuer und Rauch hervorkommen, Beides in der Art, als wenn eine Flinte losgeschossen wird; auch war es von eben so kurzer Dauer. Vom Schiffe aus hatte diese bewundernswürdige Erscheinung ein so täuschendes Ansehen, daß dort Jedermann in der That glaubte, die Indier hätten Feuergewehr und feuerten haufenweise. Nachdem wir sie eine Zeit lang betrachtet hatten, ohne uns an ihr Geschrei und Blitzen zu keh-

ren, so feuerten wir endlich einige Flintenschüsse über ihre Köpfe hin. Der Knall und das Rauschen der Kugeln zwischen den Bäumen thaten ihre Wirkung, sie wurden dadurch erschreckt und zogen sich zurück.

Die Waffen, welche sie nach uns geworfen hatten, waren eine Art leichter Wurfspieße. Sie bestanden aus Rohr, welches mit hartem Holze zugespitzt und mit Widerhaken reichlich versehen war. Diese warfen sie mit bewundernswürdiger Stärke; denn ungeachtet wir 180 Fuß weit von ihnen standen, so flogen sie doch noch weiter bei uns vorüber.

Nachdem wir ans Schiff zurückgekommen waren, ließ ich das Boot einheben, und steuerte westwärts; denn ich hatte keineswegs Lust, meine Zeit an dieser Küste länger zu verlieren. Der größte Theil des Schiffsvolks war über diesen Entschluß sehr vergnügt; aber zu meinem Leidwesen muß ich hinzufügen, daß Einige von den Offizieren mir jetzt sehr anlagen, ich möchte eine Partei Mannschaft ans Land schicken, um die Kokosbäume umhauen zu lassen, damit man sich ihrer Früchte bemächtigen könne. Allein dieses Ansinnen wurde rund abgeschlagen, weil es mir ungerecht und grausam zu sein schien. Die Eingebornen hatten uns ja ihre kriegerischen Gesinnungen deutlich genug sehen lassen; und da sie es schon so übel empfanden, daß wir nur auf ihrer Küste ans Land traten, so war leicht vorherzusehen, daß sie Alles würden angewandt haben, ihr Eigenthum zu schützen, wofern wir es hätten antasten wollen. Es würde also ohne viel Blutvergießen nicht abgelaufen sein. Und da schien es mir — und ich glaube, jeder menschlichgesinnte Leser wird mir darin beistimmen — daß es sehr grausam und strafbar gewesen wäre, das Leben oder die Gesundheit vieler

Menschen in Gefahr zu setzen, um einige hundert Kokosnüsse zu erhalten, die uns höchstens nur ein vorübergehendes Vergnügen gemacht hätten. Diese wichtigen Gründe behielten denn auch das Uebergewicht bei mir, und wir setzten unsere Reise fort, ohne die mindeste Erquickung von diesem Lande erhalten zu haben.

29.

Fahrt von Neuguinea nach der Insel Savu. Nachricht von unserm Aufenthalte daselbst.

Vom 3ten des Herbstmonds, da wir wieder unter Segel gingen, bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor, welches hier erzählt zu werden verdiente. Es kamen uns zwar verschiedene, theils schon bekannte, theils unbekannte Inseln zu Gesicht, aber da ich bei keiner derselben zu verweilen für rathsam fand, so werden meine Leser es vermuthlich gern sehen, daß ich das in jedem Betracht Unbedeutende, was wir etwa von fern darauf bemerken konnten, übergehe, und sie ohne Aufenthalt zu anziehenderen Auftritten führe.

Es war an dem letztgenannten Tage, als wir wider unsere Erwartung noch eine Insel erblickten, die wir anfangs für eine neue Entdeckung hielten, von der es sich aber nachher fand, daß es die schon bekannte Insel Savu war. Wir sahen, indem wir uns näherten, Häuser und Kokosbäume, und zu unserer angenehmsten Ueberraschung ganze Herden Schafe auf der Weide. Welche Versuchung für Leute in unsern Umständen, die nun schon so lange aller frischen Nahrungsmittel hatten entbehren müssen! Da wir nun überdas viele Kranke an Bord hatten, so wurde beschlossen, hier vor Anker zu gehn, und zu versuchen, ob man von den Eingebor-

nen Etwas würde erhalten können. Die Pinasse wurde also ausgehoben, und der zweite Lieutenant, Herr Gore, abgeschickt, um sich nach einer bequemen Landungsstelle umzusehen.

Als er fortgerudert war, erblickten wir vom Schiffe aus zwei Männer zu Pferde, welche einen Luftritt zu machen schienen und oft still hielten, um das Schiff zu betrachten. Aus diesem Umstande schlossen wir, daß wir bei einem Lande wären, worauf Europäer sich niedergelassen hätten. Herr Gore landete unterdeß in einer kleinen Bucht, wo am Gestade einige Wohnungen standen. Wir bemerkten, daß ihm acht bis zehn von den Eingebornen entgegen kamen, welche an Gestalt und Kleidung den Malaien ähnlich waren. Sie hatten keine andere Waffen bei sich, als Messer, welche dieses Volk im Gürtel zu tragen pflegt. Sie luden Herrn Gore ein, ans Land zu kommen, und unterredeten sich durch Zeichen mit ihm; allein keine von den beiden Parteien konnte recht verstehen, was die andere meinte.

Herr Gore kehrte mit der unangenehmen Nachricht zu uns zurück, daß er keinen Ankerplatz für das Schiff gefunden habe. Deßungeachtet schickte ich ihn zum zweiten Mahl nach der nämlichen Gegend hin, und gab ihm Geld und Waaren mit, um, wo möglich, einige Erfrischungen, wenigstens für die Kranken, einzutauschen. Herr Solander begleitete ihn. Unterdeß kreuzte ich mit dem Schiffe ab und zu, und wir bemerkten, bevor noch das Boot den Strand erreicht hatte, zwei andere Reiter, wovon der eine einen blauen Rock, eine weiße Weste und einen Tressenhut trug, also ganz nach Europäischer Art gekleidet war. Diese schienen auf das Boot, welches unterdeß landete, gar nicht zu

achten, sondern trabten umher, und hatten, dem Ansehn nach, ihre Aufmerksamkeit nur auf das Schiff geheftet. Unsere Leute stiegen nunmehr ans Land, und wir sahen, daß etliche andere Reiter und eine große Menge Fußgänger sich um sie her versammelten. Bald nachher bemerkten wir, daß sie Kokosnüsse nach dem Boote trugen; ein Anblick, der uns überaus angenehm war, weil wir daraus schließen konnten, daß ein friedlicher und freundschaftlicher Verkehr unter ihnen Statt finde.

Nachdem unsere Leute ungefähr anderthalb Stunden am Lande gewesen waren, gaben sie uns ein Zeichen, daß nach einer gewissen Richtung hin, die sie andeuteten, eine Bucht befindlich sei, worin das Schiff ankern könne. Wir steuerten also gleich derselben zu, das Boot folgte uns nach, und kam bald darauf an Bord.

Der Lieutenant berichtete, er habe einige von den Vornehmsten des Landes gesehen, die in feine Leinewand gekleidet gingen und goldene Ketten um den Hals trügen. Er sagte, er habe nichts einhandeln können, weil der Mann, dem die Kokosbäume gehörten, nicht zu Hause gewesen sei; indeß habe man ihm ungefähr zwei Dutzend, als ein Geschenk, ins Boot geschickt, und sich's gefallen lassen, etwas Leinwand dafür anzunehmen. Er erzählte ferner, wie die Leute es angefangen hätten, um ihm auf die Erkundigung nach einem Hafen Nachricht zu geben; sie hätten nämlich zu diesem Behufe eine Landkarte in den Sand gezeichnet, und sowol den Hafen, als auch eine dabei liegende Stadt, zwar ziemlich unförmlich, aber doch verständlich angedeutet. Auch gaben sie ihm dabei zu verstehen, daß es dort bei der Stadt Schafe, Schweine, Geflügel und

Früchte in großer Menge gebe. Sie hatten dabei das Wort Portugiesen wiederholentlich ausgesprochen; woraus wir schlossen, daß es hier irgendwo eine Portugiesische Niederlassung geben müsse.

Abends um sieben Uhr erreichten wir die uns bezeichnete Bucht, und legten uns darin vor Anker. Wir erblickten auch wirklich am Strande derselben ein großes Indisches Dorf, und steckten deßwegen eine kleine Flagge auf, um die Bewohner desselben zu begrüßen. Es währte hierauf nicht lange, so wurden in dem Dorfe, oder, wenn man will, in der Stadt, gleichfalls Flaggen aufgesteckt, und zwar zu unserer großen Verwunderung Holländische.

Bei Anbruch des folgenden Tages sahen wir ebendergleichen Flaggen auf dem Strande, dem Schiffe gegenüber, aufgesteckt. Da ich hieraus schließen mußte, daß die Holländer hier einen Pflanzort hätten, so schickte ich einen Offizier ans Land, um dem Statthalter, oder was sonst die Hauptperson des Orts sein möchte, die Aufwartung zu machen, und ihm zu melden, wer wir wären, und was wir hier suchten. Dieser fand an dem Orte, wo er landete, eine Wache von 20 bis 30 mit Flinten bewaffneten Indiern, die ihn in Empfang nahmen und nach der Stadt führten. Sobald sie daselbst anlangten, wurde er dem Raja, oder König der Insel vorgestellt, dem er, mittelst eines Portugiesischen Dolmetschers, den erfoderlichen Bericht abstattete. Der Raja erwiederte, daß er bereit sei, uns mit Allem, was wir nöthig hätten, zu versorgen; weil er aber mit der Holländischen Ostindischen Gesellschaft in Bündniß stehe, so dürfe er mit keinem andern Volke Handel treiben, bevor er nicht von gedachter Gesellschaft die Erlaubniß dazu erlangt habe;

und um die Erlaubniß wolle er sich bei einem andern im Dienste der Gesellschaft stehenden Holländer, welcher der einzige weiße Mann auf der Insel sei, sogleich bewerben.

An diesen Mann, der in einer gewissen Entfernung von der Stadt wohnte, fertigte man denn sofort einen Brief ab, worin ihm unsere Ankunft und unser Verlangen gemeldet wurden. An mich schickte der Offizier gleichfalls ein Boten ab, um mir von dem bisherigen Verlauf der Sache Nachricht zu geben. Es verflossen hierauf einige Stunden, worauf der Holländische Abgeordnete selbst erschien, um die Antwort auf den an ihn abgelassenen Brief mündlich zu ertheilen; und man erfuhr nunmehr, daß er ein geborner Sachse war und Johann Christoph Lange hieß. Es fand sich auch, daß er die nämliche Person war, die wir bei unserer Ankunft in Europäischer Kleidung hatten reiten sehen. Er betrug sich gegen unsern Offizier, den Herrn Gore, sehr höflich, und gab ihm die Versicherung, daß es uns völlig freistehen solle, Alles einzukaufen, was wir nur wollten oder nöthig hätten. Er bezeigte hierauf Lust, an Bord zu kommen, und sowol der Raja, als auch verschiedene von seinem Hofstaate, äußerten das nämliche Verlangen. Herr Gore war sogleich bereit, ihnen zu willfahren; und da man ihm den Wunsch zu erkennen gab, das zwei von unsern Leuten unterdeß als Geißeln am Lande zurückgelassen werden möchten, so wurde ihnen auch dieses ohne Bedenken zugestanden.

Um zwei Uhr langten sie allerseits beim Schiffe an, und ich ließ, um ihnen eine Ehre zu erweisen, die Seesoldaten auf dem Verdeck unters Gewehr treten. Da unsere Mittagsmahlzeit eben fertig war, so ließen sie sichs gefallen, mit uns zu speisen. Der König allein

schien etwas betreten zu sein, als ob er nicht recht wisse, woran er sei; endlich sagte er mit einiger Verwirrung: er könne es kaum glauben, daß wir ihm erlauben wollten, sich zu uns hinzusetzen, da wir doch weiße Männer, und er von einer andern Farbe sei. Man kann hieraus schließen, an was für einen Grad Europäischen Uebermuths man diejenigen Bewohner dieses Welttheils, welche von Europäern abhängig geworden sind, nach und nach gewöhnt haben müsse! Wir benahmen ihm die Besorgniß auf eine verbindliche Weise, und nun setzten wir uns insgesammt sehr aufgeräumt und auf eine vertrauliche Weise zu Tische. Zum Glück durften wir nicht um Dolmetscher verlegen sein, weil zwei meiner Herren Mitreisenden Holländisch genug verstanden, um mit Herrn Lange ein Gespräch zu unterhalten; und verschiedene unserer Bootsleute konnten mit Denjenigen sprechen, welche Portugiesisch redeten.

Unsere Mahlzeit bestand gerade aus Hammelfleisch, und der Raja nahm daher Gelegenheit, sich ein Englisches Schaf auszubitten. Nun hatten wir zwar nur noch Eins übrig; aber auch dieses Eine wurde ihm zugestanden. Diese unsere gutherzige Bereitwilligkeit flößte ihm ferneres Zutrauen ein, und er gab nun zu verstehen, daß ihm ein Englischer Hund sehr angenehm sein würde. Herr Banks war so höflich, ihm sein Windspiel zu überlassen. Nun kam die Reihe an Herrn Lange. Er betheuerte, daß ein Fernglas ein sehr schätzbares Ding sei, und daß er gar sehr wünsche, eins zu haben. Auch dieser Wunsch wurde sogleich befriedigt.

Jetzt fingen unsere Gäste an zu erzählen, was für einen Ueberfluß an Büffelochsen, Schweinen, Schafen

und Federvieh es auf der Insel gebe, und daß gleich morgen am Tage alles dieses in Menge an den Strand herabgetrieben werden solle. Dies machte uns Allen das Herz recht groß, und vor Freuden ließen wir das Glas fast öfter herum gehen, als weder der Indier noch der Sachse ertragen konnten. Sie waren indeß selbst so vernünftig, an den Abschied zu denken, bevor sie noch ganz betrunken waren. Bei ihrem Weggehn ließ ich die Schiffsmannschaft abermahls auftreten; und weil der Raja ein Verlangen äußerte, Etwas von unsern Kriegsübungen zu sehen, so that ich ihm den Gefallen, sie sämmtlich dreimahl feuern zu lassen. Er sah dabei sehr aufmerksam zu, und wunderte sich ungemein über die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, womit Alles von Statten ging, besonders darüber, daß sie den Hahn so schnell und Alle zugleich spannen konnten. Das erste Mahl, da sie dies verrichteten, war er ganz erstaunt, schlug mit einem Stocke, den er in der Hand hatte, an die Seite des Schiffs und schrie überlaut. Als nun auch diese Feierlichkeit vorbei war, entließen wir sie reichlich beschenkt, und begrüßten sie beim Wegfahren mit neun Kanonenschüssen. Sie von ihrer Seite dankten uns mit einem dreimahligen Freudengeschrei. Die Herrn Banks und Solander fuhren mit ihnen nach der Stadt.

Dieser Ort ist, in Ansehung der Anzahl von Häusern, woraus er besteht, beträchtlich genug, aber die Häuser bestehen durchaus nur aus einem Dache, das über einem mit Brettern belegten Boden auf Pfosten ruhet die ungefähr vier Fuß hoch sind. Man bewirthete unsere Herren Reisenden mit Palmwein, der hier gewonnen wird. Dieses Getränk ist aber nichts, als der süße, ungegohrne Saft, der aus den Palmbäumen träu-

felt, und schmeckt nicht unangenehm. Gegen Abend kehrten die Unsrigen an Bord zurück.

Am folgenden Morgen ging ich selbst, in Begleitung verschiedener meiner Herren Reisegefährten, ans Land, um dem Könige meinen Gegenbesuch abzustatten; eigentlich aber, um die Büffelochsen, Schafe u. s. w. einzuhandeln, die, wie man uns gestern versprochen hatte, heute in Menge an den Strand herabgetrieben werden sollten. Allein wir fanden zu unserm großen Mißvergnügen, daß man noch gar keine Anstalt dazu gemacht hatte. Wir gingen also nach dem Versammlungs- oder Stadthause, welches, nebst zwei oder drei andern, von der Holländischen Ostindischen Gesellschaft allhier erbaut worden ist. Diese Häuser unterscheiden sich bloß durch zwei krumme Stücken Holz, die wie ein Paar Kuhhörner aussehen und an beiden Enden des Dachgiebels angebracht sind, so daß sie darüber hinausragen. Der junge Leser wird wol schon etwas Aehnliches an den mit Stroh bedeckten Bauerhütten in Deutschland gesehn haben.

In diesem Versammlungshause trafen wir sowol Herrn Lange als auch den Raja an, der eben eine Menge von seinen vornehmsten Hofleuten um sich hatte. Wir eröffneten ihnen nun, daß wir mancherlei Waaren in unserm Boote mitgebracht hätten, und nun bäten, daß es uns erlaubt sein möchte, sie ans Land zu bringen, und sie gegen Lebensmittel zu vertauschen. Das erste wurde sogleich bewilliget; und wir fingen nun an, wegen des Preises in Unterhandlung zu treten, den wir für verschiedene Hauptartikel, als Büffelochsen, Schafe, Schweine u. s. w., in Gelde erlegen sollten. Allein sobald wir die Rede auf diesen Punkt lenkten, machte sich Herr Lange fort, und sagte beim Abschiednehmen,

daß wir uns darüber mit den Eingebornen vergleichen müßten; er habe, fügte er hinzu, einen Brief von dem Holländischen Statthalter auf der Insel Timor erhalten, dessen Inhalt er uns bei unserer Rückkunft mittheilen wolle.

Der Mittag nahete unterdeß heran; wir fühlten Hunger, und waren gar nicht geneigt, zu den gedörrten, gesalzenen und verdorbenen Speisen, die wir an Bord hatten, zurückzukehren, da wir hier lauter frische Lebensmittel, die uns eben so viele Leckerbissen zu sein dünkten, vor Augen hatten. Wir baten daher den König um Erlaubniß, ein kleines Schwein und etwas Reiß kaufen, und Beides durch Dero Unterthanen zubereiten lassen zu dürfen. Auf diese Bitte erwiederten Se. Majestät überaus gnädig, daß, wenn wir Speisen genießen könnten, die von seinen Unterthanen wären zubereitet worden — welches er doch kaum vermuthen dürfe — er selbst sich die Ehre geben wolle, uns zu bewirthen. Dies wurde mit Dank angenommen, und sogleich ein Bote nach dem Schiffe abgefertigt, um einige Flaschen Wein dazu zu holen.

Um fünf Uhr war die Mahlzeit fertig. Sie wurde in sechs und dreißig kleinen Schüsseln, oder vielmehr Körbchen aufgetragen, in welchen wechselsweise Reiß und Schweinefleisch, aber Jedes besonders zugerichtet war. Noch wurden drei große irdene Suppenschalen voll klarer Schweinefleischbrühe aufgesetzt. Dies Alles wurde auf den Fußboden hingestellt, und rings umher breitete man Matten aus, auf welchen wir sitzen oder vielmehr liegen sollten. Vorher aber mußten wir die Hände waschen, und wurden deshalb zu einem Loche auf der Flur geführt, wo Einer der Eingebornen aus einem Gefäße, das aus den Blättern des Fächerpalmbaums ge-

macht war, uns das Wasser aufgoß. Wir setzten uns hierauf um die Gerichte her und warteten des Königs. Allein er blieb aus; und auf die Frage: warum dies geschehe? erhielten wir die Antwort: daß der Landesgebrauch Demjenigen, der ein Gastmahl gebe, nicht erlaube, sich zu seinen Gästen hinzusetzen; wenn wir aber befürchteten, daß die Speisen vergiftet sein möchten, so wolle er kommen, um sie erst zu kosten. Wir betheuerten augenblicklich, daß wir weit entfernt seien, so Etwas zu besorgen, und baten zugleich, daß man unsertwegen ja nicht von den eingeführten Gebräuchen abgehen möge.

In Ermangelung des Königs speiseten sein erster Minister und Herr Lange mit uns, und wir ließen es uns über die Maßen wohl schmecken. Sowol das Schweinefleisch, als auch der Reiß, waren vortrefflich; auch die Brühe war keinesweges zu verachten. Die Löffel, die man uns dazu gab, waren aus Blättern verfertigt, aber so klein, daß Wenige unter uns die Geduld hatten, sich derselben zu bedienen. Nach geendigter Mahlzeit ging der Becher fleißig herum; aber unser königlicher Wirth wollte auch hieran keinen Antheil nehmen. Denn, sagte er, bei einem Gastmahl darf der Hauswirth ja nie trunken sein; und um dieses zu vermeiden, giebt es kein besseres Mittel, als daß man die berauschenden Getränke gar nicht kostet. Eine solche Mäßigung und Klugheit bei einem halbwilden Fürsten zu finden, setzte uns in keine geringe Verwunderung.

Sobald das Trinken angegangen war, hatten wir den Ort verändert, um den Bootsleuten und Bedienten Platz zu machen, für welche die Ueberbleibsel der Mahlzeit bestimmt waren. Diese nahmen daher unsere

Sitze ein; allein das Gastmahl war so reichlich eingerichtet gewesen, daß auch sie Das, was davon noch übrig war, nicht aufzuzehren vermochten. Man nöthigte sie aber, die Reste mitzunehmen.

Wir Andern saßen unterdeß noch immer beim Glase, und zwar — ich muß es nur gestehen — nicht ohne Absicht. Der Wein erfreut des Menschen Herz, und pflegt es gutwilliger zu machen. Ich hoffte daher durch Hülfe desselben eine Sache zu Stande zu bringen, die mir natürlicher Weise sehr am Herzen liegen mußte, und lenkte also, sobald ich glaubte, daß der rechte Augenblick dazu gekommen sei, das Gespräch allmählig auf die Schafe und Büffelochsen, deren diese ganze Zeit über mit keiner Silbe war gedacht worden. Allein meine Staatsklugheit schlug fehl. Unser Sächsischer Holländer wurde auf einmahl kühl, und fing an, uns den Inhalt des Briefes mitzutheilen, den er, seinem Vorgeben nach, von dem Statthalter auf der Insel Timor erhalten haben wollte. Dieser lief denn darauf hinaus, daß man uns nicht gestatten solle, länger, als die höchste Nothwendigkeit es erfodere, bei dieser Insel zu bleiben, und daß man uns abhalten solle, irgend Einem von den Eingebornen eine Sache von größerem Werth, als etwa Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten, zu schenken. — Wir waren Alle der Meinung, daß dieser Brief eine bloße Erdichtung sei, die keine andere Absicht habe, als uns in die Nothwendigkeit zu setzen, den Herrn Abgeordneten mit Geld zu bestechen, damit er's nicht so genau nehmen, sondern ein wenig durch die Finger sehen möge.

Während dieser Verhandlung, die uns nicht wenig Verdruß machte, wurde mir vom Marktplatze her gemeldet, daß weder Büffelochsen noch Schweine, sondern

nur einige wenige Schafe hinabgebracht, aber auch wieder fortgetrieben wären, ehe Diejenigen von unsern Leuten, welche an Bord geeilt waren, um Geld zu holen, wieder hatten zurückkommen können. Nur einige Stück Federvieh und einen guten Vorrath eines gewissen Sirups, der aus dem Palmbaumsafte gemacht wird, hatte man einzukaufen Gelegenheit gehabt.

Wir drangen nunmehr bei Herrn Lange auf eine Erklärung, warum man uns so große Hoffnungen gemacht habe, und nun gleichwol nichts davon erfülle? Und seine diesmahlige Ausrede war: wenn wir selber auf den Marktplatz gegangen wären, so hätten wir kaufen können, was uns nur beliebt hätte; von unsern Leuten scheueten sich die Eingebornen Geld zu nehmen, aus Besorgniß, daß man ihnen falsche Münze aufhängen möchte. So albern diese Ausflucht auch zu sein schien, so wollte ich doch auf meiner Seite es an nichts ermangeln lassen, um zu meinem Zwecke zu gelangen; ich stand daher augenblicklich auf, und verfügte mich nach dem Strande. Aber da waren weder Hornvieh noch Schafe zu sehen; ja es war nicht einmahl Vieh in der Nähe, das zu Markt hätte gebracht werden können. Indeß hatte der Raja uns heute eine Versicherung gegeben, die etwas wahrscheinlicher klang; er sagte nämlich: daß die Verzögerung bloß daher rühre, weil die Büffelochsen weit landeinwärts getrieben wären, und nicht sogleich hätten wieder herbeigeführt werden können; morgen würden sie unfehlbar eintreffen.

Wir hofften also auf morgen; und sobald der Tag wieder angebrochen war, verfügten wir uns abermahls ans Land. Doktor Solander ging nach der Stadt, um mit Herrn Lange zu reden; ich aber blieb am Strande, um zu sehen, was man heute zu Markt brin-

gen würde. Ich fand hier einen alten Indier, der in einigem Ansehn beim Volke zu stehen schien, und den wir deßwegen scherzweise den ersten Minister des Königs zu nennen pflegten. Diesen Mann wünschte ich mir zum Freunde zu machen, und schenkte ihm daher ein Fernglas. Bald darnach wurde ein einziger kleiner Büffelochs zu Markt gebracht; und ich fragte: was er kosten sollte? Die Antwort war: fünf Guineen! Dies war zweimahl so viel, als das Thier werth war. Um indeß den Handel zu eröffnen, bot ich drei Guineen dafür. Dem Manne, der ihn feil bot, schien dies, wie man wol an seiner Miene sehen konnte, gut bezahlt zu sein; er sagte aber dennoch, daß er, bevor er den Handel schließen dürfe, erst einen Boten an den Raja abfertigen müsse. Dies geschah; und der Bote kam mit der Antwort zurück, daß das Thier nicht wohlfeiler, als für fünf Guineen verkauft werden solle.

Mein Verdruß hierüber sollte noch vergrößert werden; denn als ich meine Augen auf eine Menge Indier richtete, welche ich von der Stadt herkommen sah, erblickte ich zu meinem großen Erstaunen unsern Doktor Solander, der gleich einem Gefangenen von mehr als hundert Mann begleitet wurde, die insgesammt theils mit Flinten, theils mit Lanzen bewaffnet waren. Ich erkundigte mich sogleich nach der Ursache dieses befremdenden Aufzuges, und erhielt vom Doktor Solander folgende Nachricht: Lange habe ihm eine Erklärung des Königs verdolmetscht, die dahin lautete: »die Leute wollten nicht mit uns handeln, weil wir ihnen nicht mehr als die Hälfte des Werths für ihre Waaren böten; und man werde uns überhaupt nicht länger als heute noch erlauben, Handel zu treiben, wir möchten nachher auch noch so viel geben wollen.« An der Spitze

des Indischen Trupps stand ein Mann, der zu Timor von Portugiesischen Aeltern geboren, und eine Art von Amtsbruder des Holländischen Abgesandten war. Dieser wiederholte, was Herr Solander mir so eben gemeldet hatte.

Wir waren Alle überzeugt, daß diese neue Maßregel ein neuer Kunstgriff des saubern Herrn Lange sei, um Geld von uns zu erpressen. Indem wir aber noch ziemlich unentschlossen dastanden, und noch nicht recht wußten, wie wir uns dabei benehmen sollten, glaubte der Portugiese seine Absicht desto geschwinder zu erreichen und uns um so viel bestürzter zu machen, wenn er Ernst zu gebrauchen schiene. Er fing also an, die Leute, welche Geflügel und Sirup zum Verkauf herabgebracht hatten, und Andere, die eben mit Büffelochsen und Schafen anlangten, zurück- und wirklich fortzutreiben. Ich warf in diesem Augenblick meine Augen auf den alten Mann, dem ich das Fernglas geschenkt hatte, und da ich auf seinem Gesichte deutliche Spuren von Unzufriedenheit über Das, was vorging, zu bemerken glaubte, so nahm ich ihn bei der Hand, und schenkte ihm einen alten Soldatendegen. Dies half uns auf einmahl aus aller Verlegenheit. Entzückt über den ihm geschenkten Degen, schwenkte er denselben, vor Freude gleichsam außer sich, dem geschäftigen Portugiesen ein paar Mahl über dem Kopfe hin und her, und brachte ihn dadurch aus aller Fassung. Er befahl hierauf ihm und den übrigen Anführern der Partei, sich hinter ihm auf die Erde zu setzen, und der Portugiese schmiegte sich nun vor ihm, wie der Fuchs vor dem Löwen, ohne es zu wagen, ihm die geringste Gegenvorstellung zu machen. Die Eingebornen, welche uns von Anfang an nichts weniger als abgeneigt gewesen

waren, machten sich nun augenblicklich den Vortheil zu Nutze, den der alte Minister ihnen verschafft hatte; und der Marktplatz war auf einmahl angefüllt. Wir kauften nunmehr, da der Handel frei war, die meisten Büffelochsen, ein Stück wie das andere, für eine Flinte, und um diesen Preis hätten wir zuletzt eine ganze Schiffsladung einhandeln können. Was doch ein alter Soldatendegen, zu rechter Zeit geschenkt und geschwenkt, nicht Alles auszurichten vermag!

Die Erfrischungen, die wir hier einnahmen, bestanden in neun Büffelochsen, sechs Schafen, drei Schweinen, dreißig Dutzend Stück Federvieh, einigen wenigen Limonen und Kokosnüssen, einer Menge Eier, die aber zur Hälfte verdorben waren, etwas Knoblauch und vielen hundert Gallons *) Palmsirup.

30.

Beschreibung der Insel, ihrer Naturgüter und Einwohner.

Diese Insel, welche bisher nur wenig bekannt war, ist von Osten nach Westen ungefähr acht Seemeilen lang; wie breit sie sein mag, kann ich nicht angeben, weil ich nur ihre Nordseite gesehn habe. Die Seeküste ist niedrig; allein gegen die Mitte der Insel hin sieht man ansehnliche Gebirge hervorragen. Es war zur Zeit unsers Hierseins gerade gegen das Ende der dürren Jahrszeit, und es hatte schon seit sieben Monaten nicht geregnet; dennoch kann man sich nichts Anmuthigeres und Reizenderes einbilden, als die Aussicht auf dies Land, vom Schiffe her, war. Die Ebene am Strande war mit Kokosbäumen und einer Art von Palmen,

*) Ein Englisches Maß, das vier Kannen enthält.

Areka genannt, bedeckt; weiter hin erhoben sich allmählig Berge, die bis an den Gipfel mit Fächerpalmbäumen dicht bewachsen waren. In einer frischen Jahrszeit, wo das Erdreich überall, selbst jedes Fleckchen zwischen den Bäumen, mit mannigfaltigem Grün, z. B. mit Indischem Korn, Hirse, Indigo u. s. w. bekleidet ist, muß die Anmuth dieses Landes unbeschreiblich groß sein.

Außer den genannten Gewächsen bringt diese Insel auch Reiß, Wassermelonen, Zuckerrohr, Selleri, Majoran, Fenchel und Knoblauch, und für die Ueppigkeit Betel, Arekanüsse, Tabak, Baumwolle, Indigo und etwas Zimmt hervor. Einige andere Früchte, die ich meinen Lesern doch nicht deutlich genug beschreiben könnte, übergehe ich.

Zu den zahmen Thieren, die man hier in Menge zieht, gehören: Büffelochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, Pferde, Hunde und Katzen. Die Büffel sind von unserm Europäischen Hornvieh in vieler Hinsicht sehr verschieden. Sie haben z. B. viel größere Ohren, ihre Haut ist fast kahl, die Hörner sind gegen einander einwärts, und beide, gleich von der Wurzel aus, rückwärts gebogen; auch haben sie am Halse keine Wammen. Verschiedene derselben, die wir sahen, gaben an Größe einem groß gewachsenen Europäischen Ochsen nichts nach; es muß aber auch noch größere darunter geben, denn Herr Banks sah ein Paar Hörner, die an den Spitzen fast vier Fuß weit aus einander standen. Uebrigens fanden wir sie, vermuthlich der langen Dürre wegen, außerordentlich mager.

Die hiesigen Pferde sind zwar nur klein, aber doch muthig und hurtig, besonders im Trabe, welches ihr gewöhnlicher Gang ist. Die Eingebornen pflegen sie

ohne Sattel zu reiten, und nur einen Strick statt des Zügels zu gebrauchen. Die Schafe tragen, statt der Wolle, Haare, haben sehr lange Ohren, die ihnen unter den Hörnern herabhangen, und ihre Nase ist gewölbt. So gestaltet sahen sie eher den Ziegen, als den Europäischen Schafen ähnlich. Das Fleisch davon war nicht nur gleichfalls mager, sondern auch so schlecht von Geschmack, als wir je etwas gegessen hatten. Die Schweine waren desto fetter, ungeachtet sie, wie man uns sagte, größtentheils nur mit den äußern Reißhülsen gefüttert werden. Das Geflügel besteht größtentheils aus Federwildbret; es ist groß, legt aber nur kleine Eier.

Von den Fischen, welche die See allhier giebt, wissen wir nicht viel zu sagen. Zuweilen findet man Schildkröten an der Küste, die hier, wie überall, für große Leckerbissen gelten.

Die Eingebornen sind überhaupt eher klein, als groß; besonders gilt dies von den Weibern, die ungewöhnlich klein, aber untersetzt sind. Ihre natürliche Farbe ist dunkelbraun, ihr Haar durchgehends schwarz und schlicht. Die Männer sind überhaupt wohlgebildet, stark und thätig, und in ihren Gesichtszügen herrscht eine große Verschiedenheit; die Frauenspersonen hingegen sahen sich unter einander fast Alle ähnlich. Woher dies wol rühren mag? — Vermuthlich daher, weil in den Geschäften und der ganzen Lebensart der Männer, also auch in ihren Empfindungen eine größere Mannichfaltigkeit, bei den Weibern hingegen in allen diesen Stücken eine größere Einförmigkeit herrscht. Die Seele trägt nämlich, wie wir wissen, durch die Empfindungsarten, die ihr gewöhnlich sind, sehr viel zur Bildung der Gesichtszüge ihres Körpers bei.

Die Männer tragen das Haar, vermittelst eines Kammes, auf dem Wirbel des Kopfs festgesteckt. Die Weiber binden es in einen kurzen dicken Busch hinten zusammen, und diese Mode steht ihnen sehr übel. Die Ersten pflegen das Barthaar auszuraufen. Zu diesem Ende tragen die Vornehmen allezeit eine kleine silberne Zange bei sich, die ihnen an einer Schnur vom Halse herabhängt. Einige lassen indeß etwas weniges unter der Nase als einen kleinen Stutzbart stehen, den sie aber nie lang wachsen lassen.

Beide Geschlechter kleiden sich in Kattun, der durchgehends blau von Farbe ist. Diesen verfertigen sie selber, und zwei Stücke, deren jedes ungefähr sechs Fuß lang und über vier Fuß breit ist, reichen zu einer vollständigen Kleidung hin. Das eine davon tragen sie um die Hüften gewickelt, das andere zur Bedeckung des Oberleibes. Arme, Beine und Füße bleiben allezeit unbedeckt. Der Unterschied zwischen der Kleidung der beiden Geschlechter besteht vornehmlich in der Art, das Unterkleid zu tragen. Denn anstatt, daß die Mannspersonen den untern Saum dieses Stücks zwischen den Beinen durch fest anziehen und den obern Saum schlaff lassen, um sich desselben statt einer Tasche zu bedienen, ziehen die Weiber im Gegentheil den obern Saum fest an, und lassen den untern, gleich einem Weiberrocke, bis an die Knie hinabfallen. Noch unterscheiden sich beide Geschlechter dadurch, daß die Weiber allezeit mit entblößtem Haupte gehn, die Männer hingegen sich eine Art von geflochtenem Zierrath um die Köpfe winden, wozu sie gemeiniglich den feinsten Zeug nehmen, welcher nur zu bekommen ist. Wir sahen Einige, welche seidene Schnupftücher, Andere, welche feinen Kattun

oder Musselin dazu gebrauchten. Dies wird denn in Form eines kleinen Turbans um den Kopf gewickelt.

Auch dieses Volk bezeuget, daß die Neigung zum Putz, so wie die Quelle derselben, die Eitelkeit, sich überall verbreitet hat; denn auch sie haben eine Menge von mannichfaltigen Zierrathen. Einige der Vornehmen trugen eine goldene Kette um den Hals, die aber im Grunde nichts als ein metallener Draht und nur mit Gold eingelegt, folglich leicht und von geringem Werthe war. Andere trugen Ringe, die aber so abgenutzt waren, daß sie von dem Urgroßvater auf den Urenkel fortgeerbt zu sein schienen. Noch pflegen sie sich mit einem aus Glaskorallen verfertigten Geschmeide, bald in Form einer Halsschnur, bald zu Armbändern eingerichtet, zu putzen. Diesen Staat haben beide Geschlechter mit einander gemein, aber die Weiber zeichnen sich dabei noch durch einen Leibgürtel von dergleichen aufgereihten Glaskorallen aus. Beide Geschlechter haben Löcher in den Ohren, aber es kam uns während unsers hiesigen Aufenthalts auch nicht ein einziges Beispiel vor, daß sie Ohrengehänge tragen. Nur der Raja und sein Minister unterschieden sich von allen Uebrigen durch eine eigene Tracht, die eine Art von Schlafrock war. Einige Männer trugen auch zwei Zoll breite und über einen Zoll dicke elfenbeinerne Ringe am Oberarm; und diese dadurch ausgezeichneten Personen waren theils Söhne des Raja's, theils Oberhäupter.

Es ist merkwürdig, daß auch hier, wie bei allen wilden Völkerschaften, die Mode herrscht, die Haut durch unaustilgbare Figuren zu bezeichnen. Unter den Männern war fast Keiner, der nicht seinen Namen in schwarzen Zügen auf dem Arme trug, und den Frauenspersonen war eine ähnliche Verzierung von schwarzen

Linien, die ein Viereck bildeten, eingebrannt. Woher es komme, daß dieser Gebrauch unter den Wilden in allen Theilen der Welt gefunden wird, verdiente wol einmahl eine eigene Untersuchung.

Ihrer Häuser, welche nur aus einer auf Pfosten ruhenden Verdachung bestehn, ist schon oben erwähnt worden. Die Größe derselben ist dem Range und dem Vermögen ihres Eigenthümers angemessen. Einige sind daher nur 20, andere bis gegen 400 Fuß lang. Der innere Raum eines solchen Gebäudes ist gemeiniglich, der Länge nach, in drei gleiche Theile abgetheilt. Der mittlere Theil ist gewöhnlich mit einer vierfachen Scheidewand eingeschlossen; die beiden übrigen Räume sind offen, so daß Licht und Luft frei hineindringen können. Das mit Wänden eingeschlossene Zimmer schien für die Frauenspersonen bestimmt zu sein.

Alle obgenannten zahmen Thiere, welche hier gezogen werden — Pferde, Katzen, Hunde, Schafe und Ziegen — dienen den Eingebornen zur Speise. Dem Pferdefleisch ziehen sie bloß das vom Schweine, die Hunde und Katzen hingegen den Schafen und Ziegen vor. Fische scheinen hier nur von den Aermern gegessen zu werden.

Unter allen eßbaren Pflanzen und Früchten des Landes ist ihnen der Fächerpalmbaum bei weiten der wichtigste, denn zu gewissen Zeiten muß dieser die Stelle aller andern Nahrungsmittel für Menschen und Vieh ersetzen. Sie ziehen zuvörderst eine Art Wein aus demselben, Toddi genannt, indem sie die Knospen der Blüten abschneiden und den alsdann austräufelnden Saft auffangen. Dieser Saft ist auf der ganzen Insel das gewöhnliche Getränk. So viel aber auch dazu gehören mag, so bleibt ihnen doch noch immer ein

beträchtlicher Vorrath übrig, aus dem sie einen Sirup und eine Art groben Zuckers durch Einkochen verfertigen. Der Sirup wurde nicht nur wohlschmeckend, sondern auch für die Gesundheit zuträglich von uns befunden. Die Eingebornen gewinnen eine solche Menge davon, daß sie ihn, mit Reißhülsen vermengt, den Schweinen zu fressen geben, wovon diese außerordentlich fett werden. Zu gleicher Absicht sollen sie sich desselben auch bedienen, wenn sie Hunde und Federvieh mästen wollen; ja man versicherte uns, daß es Zeiten gegeben habe, wo die Eingebornen selbst, in Ermangelung anderer Nahrungsmittel, Monate lang von nichts Anderm, als bloß von diesem Sirup gelebt hätten. Die Blätter dieses Palmbaums werden gleichfalls auf verschiedene Weise benützt; sie decken nicht bloß ihre Häuser damit, sondern verfertigen auch Körbe, Becher, Sonnenschirme und Tabakspfeifen daraus. Die Frucht wird am wenigsten geachtet; auch tragen die Bäume nicht viel, weil die meisten Blüthen, des Safts wegen, abgeschnitten werden. Uebrigens ist die Frucht so groß als eine Englische Turnipsrübe. Sie ist, gleich der Kokosnuß, mit einer faserigen Rinde umgeben, unter welcher drei Kerne liegen, die man essen muß bevor sie reif werden. Nachher sind sie so hart, daß man sie nicht mehr kauen kann. Es ist ein wässeriges und wenig nahrhaftes Gewächs.

Gewöhnlicher Weise pflegt man hier die Speisen nicht zu braten, sondern zu kochen. Der Mangel an Brennholz hat sie genöthiget, ein Ersparungsmittel zu erfinden, welches in andern Ländern, wo der nämliche Mangel herrscht, nachgeahmt zu werden verdiente. Es ist folgendes: Sie graben eine senkrechte Höhle in die Erde (bei uns könnte sie füglich im Feuerherde an-

gebracht werden); diese ist ungefähr sechs Fuß lang, und an dem einen Ende mit einem großen, an dem andern mit einem kleinen Loche versehen. Durch das Erste wird das Feuer hineingelegt, und das Andere dient statt eines Zuglochs. Ueber dieser Höhle sind runde Löcher eingeschnitten, die bis zu dem Feuer hinuntergehen; und in diese stellt man irdene Töpfe, die in der Mitte weit, und gegen den Boden hin enger sind, so daß das Feuer rund herum spielen kann. Jeder von diesen Töpfen faßt über dreißig Quart in sich; dennoch bedarf es nur eines unglaublich kleinen Feuers, um diese großen Gefäße siedend zu machen, und man braucht von Zeit zu Zeit nur ein Palmblatt oder ein trocknes Reis hineinzustecken, um sie im Kochen zu erhalten. Ein so geringes Feuer ist sogar zum Sieden des Sirups und des Zuckers, welches auf eben diesen Löchern geschieht, hinreichend. So Etwas pflegen wir klugen Europäer nun zu hören oder zu lesen, und ihm unsern Beifall zu geben, allein — ohne es nachzuahmen; warum das? Etwa deßwegen, weil wir klugen Europäer so vieles und so vielerlei lesen, daß wir zum Anwenden des Gelesenen keine Zeit mehr haben?

Jetzt zu etwas Anderm, welches nicht nachgeahmt zu werden verdient. Beide Geschlechter sind der häßlichen und schädlichen Gewohnheit ergeben, ohne Unterlaß an einer gewissen Vermischung zu kauen, welche aus Betel, Areka, Muschelkalk, oft auch ein wenig Tabak besteht. Dieser garstige Gebrauch macht, daß ihr Mund höchst ekelhaft anzusehen, und ihr Athem stinkend ist. Der Betel und der Kalk beizen ihre Zähne so schwarz und mürbe, daß sie ausgebrannten Kohlen gleichen. Daß der Kalk die Knochen anfrißt, ist eine bekannte Sache; und da unser feiner Hutzucker eine be-

trächtliche Menge davon enthält, so begreift man leicht, daß auch dieser den Zähnen sehr schädlich sein müsse, wie die Erfahrung es auch bestätiget. Wünschen daher meine jungen Leser, ihre Zähne weiß und gesund zu erhalten, so müssen sie sich gefallen lassen, auf den häufigen Genuß des Zuckers Verzicht zu thun.

Eins oder das Andere thun die hiesigen Eingebornen — die einzige Zeit der Mahlzeiten ausgenommen — gewiß: entweder sie kauen die beschriebene Betelmasse, oder sie rauchen Tabak. Dies Letzte thun sie auf folgende Art. Sie rollen etwas Tabak auf, und stecken es in ein sechs Zoll langes Röhrchen, welches aus einem zusammengerollten Palmblatte besteht. Von diesem nehmen sie das eine Ende in den Mund und zünden das andere an. Da sich aber in diese Pfeifen nur sehr wenig Tabak einfüllen läßt, so verstärken sie, und zwar besonders die Weiber, die Wirkung desselben dadurch, daß sie den Rauch hinunterschlucken. Wohl bekomme den schönen Damen diese Dampferfrischung!

Die Insel soll, wie Herr Lange uns berichtete, in fünf Fürstenthümer oder Königreiche, wenn man will, eingetheilt sein, d. i. sie soll fünf Raja's oder Oberhäupter haben, welche als Bundesgenossen in Friede und Freundschaft mit einander leben. Gegen auswärtige Feinde, setzte er hinzu, habe dieses Volk sich immer tapfer gewehrt, und es könne nöthigen Falls über 7000 streitbare Männer stellen, die mit Flinten, Lanzen, Schilden und Streitärten bewaffnet wären. Mit ihren Lanzen sollen sie so geschickt und nachdrücklich zu werfen wissen, daß sie auf 60 Fuß weit einen Mann gerade ins Herz treffen und ihn durchbohren. Was wir selbst von ihrem Kriegswesen zu beobachten

Gelegenheit hatten, flößte uns eben keine große Meinung davon ein.

Der Unterschied des Ansehns, worin Einer vor dem Andern stand, schien sich bloß nach der Größe des Landeigenthums eines Jeden zu richten. Die gemeinen Leute treiben Handwerke, arbeiten als Tagelöhner, oder sind gar Sklaven. Diese Letzten gehören hier, wie die leibeigenen Bauern in verschiedenen Europäischen Ländern, zum Landgute, und Beide sind erbliches Eigenthum, doch unter Einschränkungen, welche menschlicher sind, als die angeblichen Rechte, welche in vielen Ländern christliche Herren sich über ihre unglücklichen Mitmenschen angemaßt haben. Der Besitzer des Guts darf z. B. seine Sklaven zwar verkaufen, er hat aber sonst ganz und gar keine Gewalt über ihre Person; es ist ihm sogar, ohne Vorwissen und Einwilligung des Raja's, nicht einmahl erlaubt, sie zu züchtigen. Einige haben 500 solcher Sklaven, Andere kaum sechs. Der gewöhnliche Preis, um welchen man sie kauft, ist — ein gemästetes Schwein. Hohe menschliche Natur, wie sehr wirst du oft von Denen verkannt, welche dich, der Gottheit Ebenbild, selber an sich tragen!

So oft ein Vornehmer ausgeht, läßt er sich allemahl von Zweien solcher Leibeigenen begleiten. Der Eine trägt ihm ein Schwert oder einen Hirschfänger, mit einem silbernen Handgriffe und großen Troddeln von Roßhaaren geziert, der Andere einen Beutel nach, der mit Betel, Areka, Kalk und Tabak angefüllt ist. Diese Begleitung macht ihren ganzen und ihren höchsten Staat aus; der Raja selbst hat für seinen Rang kein anderes Unterscheidungszeichen.

Wir fanden es merkwürdig, daß unter diesen halbwilden Leuten die Ahnengrille eben so sehr, wie bei

unsern Englischen Edelleuten aus der Landschaft Wallis und bei dem unwissenderen Theile des Deutschen Adels herrscht. Diese Inselbewohner thun sich nämlich gleichfalls erstaunlich viel darauf zu gute, wenn sie einen großen Stammbaum angesehener Vorfahren aufweisen können; gleichsam als wenn ihren eigenen Personen irgend ein Werth oder Verdienst daraus erwachsen könnte! Ich muß indeß zur Entschuldigung dieser Indier hinzufügen, daß diese Grille hier mehr auf eine allgemeine Vorliebe für Alles, was alt ist, als auf die Einbildung eines ihnen daraus erwachsenden Vorzuges sich zu gründen scheint. Wirklich scheint die Verehrung des Alterthums hier viel weiter, als in irgend einem andern Lande getrieben zu werden. Sogar ein Haus, welches mehre Menschenalter hindurch bewohnt gewesen ist, wird bloß deßwegen für ein Heiligthum gehalten; und unter Allem, was zu den Bedürfnissen oder zu den Ueppigkeiten des Lebens gehört, giebt es wenige Dinge, die so hoch geachtet, oder so theuer bezahlt würden, als ein Stein, worauf man so lange gesessen hat, bis er ganz eben oder glatt geworden ist. Diejenigen, welche dergleichen Steine besitzen oder kaufen können, stellen sie rings um ihre Wohnungen hin, um ihnen und ihrer Familie zum Sitzen zu dienen.

Bei Gelegenheit dieser Steine ist noch anzumerken, daß jeder Raja, zum Denkmahl seiner Regierung in der Hauptstadt seines Bezirks, einen großen Stein aufrichtet. An demjenigen Orte, bei welchem wir vor Anker lagen, gab es dreizehn solcher Steine, außer vielen Ueberbleibseln von andern, die vor Alter schon zerfallen waren. Viele von diesen Steinen sind so groß, daß es schwer zu begreifen ist, durch was für Mittel sie an ihren jetzigen Standort, der noch dazu auf dem Gip-

fel eines Berges ist, haben hingebracht werden können.

Diese Steine dienen aber nicht bloß zu Denkmählern der Regierungsfolge, sondern auch noch zu einem andern, und zwar äußerst seltsamen und unsinnigen Gebrauch, der, so viel ich weiß, diesem Lande ganz eigenthümlich ist. Wenn nämlich ein Raja stirbt, so wird ein allgemeiner Schmaus in seinem ganzen Lande ausgerufen, und alle seine Unterthanen versammeln sich um diese Steine her. Was man alsdann von lebendigen Geschöpfen nur immer habhaft werden kann, das wird ohne Gnade und Barmherzigkeit geschlachtet und aufgegessen. Ein solcher Schmaus dauert so viele Wochen oder Monate lang, als das zum Verzehren bestimmte sämmtliche Vieh des Landes vorhält. Die Gedächtnißsteine dienen dabei zu Tischen. Es ist begreiflich, daß auf eine solche Raserei allemahl eine Hungersnoth folgen muß, und fällt sie unglücklicher Weise in der dürren Jahrszeit vor, wo keine Pflanzen zu bekommen sind, so muß das ganze Land so lange von Sirop und Wasser leben, bis die wenigen Thiere, die dem allgemeinen Gemetzel etwa noch entkommen sind, sich wieder vermehren können, oder bis man dergleichen aus den angrenzenden Bezirken erhandeln kann. Aber auch diese Nachricht gründet sich bloß auf eine Aussage des Herrn Lange.

Von ihren Kunstarbeiten sahen wir weiter nichts, als den baumwollenen Zeug oder Kattun, den sie spinnen, weben und färben. Ihre Spinnmaschine ist eine Spindel, dergleichen man, statt des Spinnrades, auch in Schlesien, wie in verschiedenen andern Ländern, gebraucht. Ihre Webstühle sind anders und, unserer Meinung nach, besser als die unsrigen eingerichtet; aber ich getraue mir nicht, meinen jungen Lesern,

ohne Hülfe eines Modells oder einer Zeichnung eine anschauende Vorstellung davon zu machen.

Die Religion dieser Leute lernten wir gleichfalls nur aus Herrn Langens Erzählung, also aus einer nicht ganz zuverlässigen Quelle, kennen. Seinem Berichte zufolge besteht dieselbe in einer sehr ungereimten Art von Heidenthum. Jeder wählt sich seinen eigenen Gott, und dient demselben, wie er es selbst am schicklichsten und am bequemsten findet; daher es denn fast eben so viele Götter und Arten von Götzendienst, als Personen, auf der Insel giebt. Doch soll ihre Sittenlehre, sogar mit den Grundsätzen des Christenthums verglichen, untadelhaft sein. Niemand darf mehr als Eine Frau nehmen, und von einem unerlaubten Umgange beider Geschlechter hat man hier kein Beispiel. Diebereien fallen selten vor, und von Rachsucht ist man so weit entfernt, daß man bei vorfallendem Zwist sich nicht einmahl einen Wortwechsel erlaubt, aus Besorgniß, dadurch zur Feindschaft und zur Rache zu reizen. Die Uneinigen bringen ihre Sache vielmehr alsobald vor den Raja, und was dieser entscheidet, dabei lassen sie es bewenden. Dies Alles klingt denn doch so gar heidenmäßig nicht; und wenn Herr Lange auch dies unter ihrem ungereimten Heidenthume mit begriff, so muß man in der That gestehn, daß dasselbe, wenigstens von dieser Seite betrachtet, christlicher als das Christenthum mancher Christen scheint.

Diese Leute schienen durchgängig einer festen Gesundheit zu genießen; auch bemerkten wir, daß Einige unter ihnen von Pocken gezeichnet waren. Unser Gewährsmann, Herr Lange, berichtete uns hierüber, daß, so oft diese Krankheit sich hier zu äußern anfange, man eben so strenge Maßregeln dagegen zu nehmen pflege,

als man bei uns zu Lande gegen die Pest anwende. Sobald nämlich Jemand von den Blattern befallen werde, bringe man ihn unverzüglich an einen einsamen, von allen Wohnungen weit entlegenen Ort, überlasse daselbst die Krankheit der Natur, und reiche bloß dem Kranken die ihm nothwendigen Erfrischungen vermittelst einer langen Stange. Wie mag es doch kommen, daß wir in Europa, wo diese Pestseuche jährlich so viele tausend Menschen abschlachtet oder verunstaltet, noch immer nicht daran gedacht haben, sie durch ähnliche Vorkehrungen einzuschränken? daß wir, sobald eine Viehseuche ausbricht, ihre Ausbreitung durch die sorgfältigste Aufsicht und durch die zweckmäßigsten Anstalten zu verhindern suchen, indeß wir die mörderischen Pocken von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und aus einem Lande ins andere ungehindert fortschleichen, und so viele Verwüstungen anrichten lassen, als sie wollen *)? Sollte ein Indier von Savu, wenn er von dieser unserer unbegreiflichen Sorglosigkeit ein Augenzeuge wäre, nicht auf die Vermuthung gerathen müssen, daß eine alte Kuh hier zu Lande einen größern Werth habe, als der Mensch? und daß uns an der Erhaltung eines Kindes nicht so viel, als an der Erhaltung eines Kalbes gelegen sei?

Von dem häuslichen Leben dieser Indier, und von der innern Einrichtung ihres Hauswesens konnten wir freilich nicht viel beobachten; aber ein dahin gehöriger Umstand, der uns sehr sonderbar dünkte, verdient hier doch aufgezeichnet zu werden. Wir sahen nämlich nirgend auch nur die geringste Spur von einer körperli-

*) Daß diese traurigen Zeiten jetzt Gottlob vorüber sind, ist den jungen Lesern hinlänglich bekannt.

chen Ausleerung; ja wir konnten weder ausfindig machen, noch muthmaßlich errathen, wohin der Unrath gebracht werden möchte, ungeachtet Viele von uns drei Tage nach einander, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, am Lande waren. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem so volkreichen Lande eine so seltsame Verheimlichung möglich zu machen sei; und ich glaube, daß es in der ganzen Welt kein Land giebt, wo man in Ansehung dieser Art von Naturbedürfnissen schamhafter wäre und so heimlich dabei zu Werke ginge, als hier. Ein merkwürdiger Zug in dem Sittengemählde eines übrigens noch so rohen Volks! Wie weit stehn die niedrigen Volksklassen in Europa ihnen darin nach!

Die Portugiesen waren die Ersten, welche diese Insel entdeckten und sich darauf niederließen. Die Holländer vertrieben sie davon, doch ohne selbst eine eigentliche Niederlassung darauf anzulegen; sie begnügten sich bloß, eine Verbindung mit den Raja's einzugehen, vermöge welcher sie sich verbindlich machten, einen Jeden derselben jährlich mit einem bestimmten Vorrathe von Seide, feiner Leinwand, Messerschmiedswaaren, Arrak und andern Sachen zu versehen. Dagegen mußten die Raja's sich für ihre Personen und für ihre Unterthanen verpflichten, mit Niemand anders, als mit der Holländischen Gesellschaft, Handel zu treiben, und jährlich einen gewissen Vorrath von Reiß, Indischem Korn und andern Erzeugnissen zu liefern.

Diesem Vergleich zufolge müssen drei im Dienst der Holländer stehende Personen sich auf dieser Insel aufhalten, um dahin zu sehen, daß die versprochenen jährlichen Lieferungen zu Schiffe, und nach Konkordia, dem Hauptorte der Holländer auf der Insel

Timor, gebracht werden. Diese drei Aufseher waren zur Zeit unsers Hierseins, außer Langen, ein schon oben genannter Portugiese und ein gewisser Friederich Kraig, welcher Letzte einen Holländer zum Vater und eine Indierinn zur Mutter gehabt hatte. Lange muß, seinem Amte nach, die Raja's, Einen nach dem Andern, alle zwei Monate einmahl besuchen. Wenn er in dieser Absicht auf der Insel umherreiset, hat er ein Gefolge von funfzig Sklaven zu Pferde. Findet er, daß die Oberhäupter im Landbau saumselig gewesen sind, so ermahnt er sie zur Arbeit und siehet nach, wo die Früchte etwa schon eingesammelt sind, um Schaluppen dahin zu schicken und sie fortführen zu lassen. Auf dergleichen Reisen führt er allezeit einige Flaschen Arrak bei sich; denn er hat gefunden, daß ihm dieses Getränk ungemein gute Dienste bei den Raja's leistet.

Friedrich Kraig ist eigentlich zum Schulmeister der hiesigen Jugend bestellt, die er im Lesen und Schreiben, auch im Christenthum unterrichten muß. Die Holländer haben zu dieser Absicht das neue Testament, die Fragelehre oder den Katechismus und einige Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzen und drucken lassen. D. Solander sah nicht bloß diese Bücher, sondern auch die Handschriften der Kinder, darunter mehre sehr sauber und schön geschrieben waren. Kraig rühmte sich, daß er schon mehr als 600 Christen gemacht habe; worin aber das Holländische Christenthum dieser Indier eigentlich bestehen mag, ist leicht zu errathen, da es auf der ganzen Insel weder Kirche noch Prediger giebt.

So viel von der Insel Savu.

31.

Fahrt von der Insel Savu nach Batavia.

Erquickt und neugestärkt durch Landluft und frische Lebensmittel, traten wir unsere Abfahrt von Savu an, und verfolgten unsern Lauf gen Westen. Vom 21sten des Herbstmondes, dem Tage unserer Abreise, bis zum 30sten ereignete sich, indem wir ununterbrochen fortsegelten, gar nichts Merkwürdiges. In der Nacht vom 30sten zum 31sten hatten wir ein Gewitter mit heftigem Donner und fürchterlichen Blitzen; und da ereignete sich ein Umstand, der die von jedem nachdenkenden Menschen schon längst gemachte Erfahrung bestätigte, daß Das, was wir Unglück zu nennen pflegen, oft eine wahre Wohlthat Gottes ist, um wirkliches oder größeres Unglück von uns abzuwehren. Als nämlich um Mitternacht ein schrecklicher Blitzstrahl den Himmel und das Meer erhellte, entdeckten wir, bei dem schauderhaften Lichte desselben, Land! Ohne diesen wohlthätigen Blitz wären wir, in der Dunkelheit der Nacht darauf lossegelnd, vielleicht gescheitert; nun aber war ich gewarnt, lenkte daher den Lauf des Schiffs von der Gefahr ab, und entkam ihr glücklich. Gegen Anbruch des Tages steuerte ich wieder nach der Gegend des bemerkten Landes hin, und nachdem es völlig hell geworden war, erkannten wir dasselbe für die Insel Java, auf welcher bekanntlich der Hauptort der Holländer in Ostindien — Batavia liegt.

Wir näherten uns der Küste, so sehr wir konnten, und da unser armer Tupia sehr krank geworden war, so schickte ich ein Boot ans Land, um, wo möglich einige Erfrischungen für ihn, zugleich auch etwas Gras

für unsere noch lebenden Büffelochsen zu holen. Nach einigen Stunden kehrte dasselbe zurück, und brachte vier Kokosnüsse, ein Bündel Platanen und etwas Gras zurück. Für die Früchte hatte man einen Englischen Schilling (8 Ggr.) bezahlen müssen; mit dem Grase hingegen waren die Eingebornen so freigebig gewesen, daß sie nicht nur nichts dafür nehmen wollten, sondern es unsern Leuten noch obenein unentgeltlich abschneiden halfen. Das Land war in dieser Gegend dermaßen bewachsen, daß es wie ein einziger großer Wald anzusehen war; und der Anblick desselben kam uns sehr anmuthig vor.

Um elf Uhr sahen wir zwei Holländische Schiffe unfern der Küste vor Anker liegen, und ich schickte alsobald Hrn. Hicks dahin ab, um sich nach Neuigkeiten aus unserm Vaterlande zu erkundigen, von dem wir nun schon so lange nichts vernommen hatten. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß die beiden Schiffe Holländische Ostindienfahrer wären, die von Batavia kämen. Er hatte auch ein Paketboot daselbst vorgefunden, welches, dem Vorgeben nach, dazu bestimmt war, die Briefe der allhier einlaufenden Schiffe nach Batavia zu bringen. Wir vermutheten aber, daß es vielmehr dort zur Wache ausgestellt sei, um ankommende Schiffe zu beobachten und auszufragen. Es lichtete nämlich, so wie wir weiter segelten, die Anker, um uns zu folgen. Als aber der Wind eine andere Richtung nahm, entfernte es sich von uns; wir hingegen legten uns zwei Seemeilen weit vom Lande vor Anker.

Gegen Abend bekamen wir einen Besuch von einem Malaiischen Boote, in welchem sich der Schiffer des besagten Paketboots befand. Er brachte zuvörderst allerlei frische Lebensmittel, als Enten, große und kleine

Papageien, Reißvögel, auch Affen und andere Waaren zum Verkauf mit; er hielt aber Alles sehr theuer. Ich kaufte ihm indeß eine Schildkröte, die ungefähr 36 Pf. wog, für einen Spanischen Thaler ab. Für den nämlichen Preis erhielt ich auch zehn Stück größeres Federvieh, nachher funfzehn Stück. Zwei Affen und einen ganzen Käfig voll Reißvögel hätten wir zu eben dem Preise erhalten können, wenn wir gewollt hätten. Nach geendigtem Handel zog er zwei Bücher hervor, und indem er uns eins davon überreichte, so bat er, daß doch Einer von uns hineinschreiben möge: wie das Schiff heiße, von wem es befehligt werde, wo es herkomme, wo es hingedenke, und was wir sonst etwa noch an besondern Nachrichten nach eigenem Gefallen hinzuzufügen belieben wollten. Es geschehe dies, fügte er hinzu, lediglich deßhalb, um unsern Bekannten oder Freunden, die später hier eintreffen und nach uns fragen möchten, Nachricht ertheilen zu können. Herr Hicks begnügte sich bloß, den Namen des Schiffs mit dem Zusatze »aus Europa« hineinzuschreiben. Der Schiffer las das Geschriebene, und versicherte, daß es ihm völlig einerlei sei, wie viel oder wie wenig wir von uns wollten wissen lassen. Er selbst schrieb den Namen des Schiffs und den meinigen in das andere Buch ein, um, wie er sagte, dem Statthalter und dem Holländischen Ostindischen Staatsrath Bericht zu erstatten.

Nachdem wir am folgenden Tage, nach einer kurzen Fahrt längs der Küste hin, des schwachen Windes wegen abermahls hatten vor Anker gehen müssen, näherte sich uns wieder ein Boot. Ein darin befindlicher Holländischer Offizier schickte mir einen in Englischer Sprache gedruckten Zettel mit vielen Fragen herauf, welche unser Schiff, dessen bisherigen Lauf und seine Bestim-

mung betrafen. Ich fand für gut, nur zwei davon zu beantworten, nämlich die: welchem Volke das Schiff gehöre, und wohin es gedenke. Als der Offizier dieses sah, sagte er: dies seien die Hauptpunkte, welche man zu wissen verlange, an den übrigen liege nicht viel; und so ruderte er wieder von dannen.

Der junge Leser wird wol von selbst so billig sein, mein Betragen bei dieser Gelegenheit einem vernünftigern Grunde, als einem bloßen kindischen Eigensinn zuzuschreiben. Ich hatte mir von glaubwürdigen Personen sagen lassen, daß die Holländer es sich erst seit einigen Jahren herausgenommen hätten, fremde, hier anlangende Schiffe auszufragen; und ich glaubte daher meinem Volke und der Ehre seiner Flagge nichts vergeben zu dürfen.

Wir mußten noch oft vor Anker gehen, ehe wir Batavia erreichen konnten. Bei einer von den vielen kleinen Inseln, welche hier herum liegen, kamen zwei Malaien — so werden die Eingebornen dieser Weltgegend genannt — in einem kleinen Indischen Fahrzeuge ans Schiff, und brachten drei Schildkröten, einen Vorrath getrockneter Fische und Kürbisse zum Verkauf. Die Schildkröten wogen zusammen 146 Pfd., und wir kauften sie für einen Spanischen Thaler, womit wir sehr zufrieden waren; die Malaien nicht minder. Aber nun foderten sie für die Kürbisse gleichfalls einen Thaler, und als wir dagegen zu erkennen gaben, daß das zu viel sei, so antwortete der Eine von ihnen, das sei wahr, wir möchten also nur einen Thaler zerschneiden, und ihm ein Stück davon geben. Wir zeigten ihm hierauf eine kleine Portugiesische Münze, wofür er uns denn seinen ganzen Vorrath von Kürbissen, sechs und zwanzig an der Zahl, überließ. Vergnügt ruderten

sie fort, und baten nur noch, daß wir zu Batavia doch ja nicht sagen möchten, daß sie zu uns gekommen wären. Vermuthlich ist den armen Leuten alles Handeln mit fremden Schiffen bei Strafe untersagt worden.

Erst am neunten Tage nach unserer Ankunft bei der Insel Java, gelang es uns, die Rhede von Batavia zu erreichen, und daselbst vor Anker zu gehen.

Wir fanden hier drei Englische Schiffe und eine Menge Holländischer vor. Eins der letzten, welches einen Befehlshaberwimpel führte, fertigte alsobald ein Boot an uns ab, um uns zu befragen: wer wir wären, und woher wir kämen? Worauf ich so viel antwortete, als ich für gut fand. Der anfragende Offizier sowol, als seine Leute, sahen so blaß wie Leichen aus; eine traurige Vorbedeutung von den Leiden, die auch wir in diesem ungesunden Lande würden auszustehen haben! Unsere Leute indeß, die, bis auf den Tupia, alle frisch und gesund waren, nahmen dies wenig zu Herzen, weil sie, nach so oftmahligen Veränderungen des Himmelstrichs, gegen jede Einwirkung einer ungesunden Gegend völlig abgehärtet zu sein glaubten. Ich schickte einen Offizier ans Land, um den Statthalter begrüßen zu lassen.

Unser Schiff wurde jetzt, bei einer genauen Untersuchung, so leck und baufällig befunden, daß es mehr als verwegen gewesen sein würde, von hieraus weiter nach Europa zu segeln, ohne vorher erst eine Ausbesserung damit vornehmen zu lassen. Dazu bedürfte es nun aber, wie man mir sagte, einer Erlaubniß vom hiesigen Staatsrath; ich mußte mich also bequemen, darum anzusuchen.

Wir gingen hierauf ans Land, und besuchten zu-

nächst einen gewissen Herrn Leith, welcher der einzige angesehene Engländer ist, der hier wohnt. Von diesem hörten wir, daß es eine Art von Gasthof hier gebe, der auf Befehl und Veranstaltung der Regierung gehalten werde; in diesem müßten alle fremde Kaufleute und Reisende wohnen, und der Gastwirth sorge für die nöthige Verwahrung ihrer Güter, wofür man denn ein halbes Prozent an Lagergeld bezahlen müsse. Man ließ also daselbst Quartier für uns bestellen; ich aber verfügte mich erst nach dem Palast des Statthalters, um ihm meine Höflichkeit zu bezeigen. Ich wurde sehr gütig von ihm empfangen; er sagte mir, ich solle Alles erhalten, was ich nur bedürfe, und meine Bittschrift solle gleich am folgenden Tage dem Staatsrathe vorgelegt werden, vor welchem ich mich deßhalb einfinden möge. Es geschah, und ich erhielt, was ich verlangte.

Mittlerweile hatten unsere Reisenden sich mit dem Gastwirthe, ihrer Wohnung und Kost wegen, dahin verglichen, daß Jeder von ihnen täglich vier Holländische Gulden, d. i. etwas mehr als zwei Thaler, erlegen sollte. Für jeden Fremden, den sie etwa bewirthen würden, sollte eben so viel erlegt werden. Thee, Kaffee, Punsch, Tabak und Pfeifen waren in diesem Handel mit einbegriffen, sie und ihre Gäste möchten nun auch so viel davon gebrauchen, als sie wollten. Für jeden Bedienten sollte täglich eine halbe Rupie, d. i. ungefähr zehn gute Groschen, bezahlt werden.

Unsern Reisenden kamen diese Bedingungen ganz milde vor; sie erfuhren aber in der Folge, daß sie in der That zweimahl so viel bezahlten, als Kost und Wohnung hier sonst gerechnet werden. Ihre Tafel wurde nun, dem Ansehen nach, ganz herrlich, im Grunde

aber doch sehr schlecht bedient. Es wurden nämlich des Mittags funfzehn, des Abends dreizehn Schüsseln aufgetragen, allein zu neun bis zehn dieser Gerichte hatte man die wohlfeilste Art Federvieh genommen, und es nur auf verschiedene Art zubereitet. Auch fand es sich, daß eine und ebendieselbe Schüssel, nur etwas anders zugerichtet, wol drei bis viermahl nach einander auf den Tisch kam, und jedesmahl für eine neue galt. Man erfuhr indeß bald, daß der Gastwirth es in Ansehung der Kost nur erst so zu versuchen pflege, ob die Fremden gutherzig oder achtlos genug wären, sich eine so schlechte Bewirthung gefallen zu lassen; im bejahenden Fall fahre er damit fort, wenn man sich aber beschwere, so werde von Stufe zu Stufe besser zugerichtet, bis die Gäste endlich selbst erklärten, daß sie zufrieden wären. Man benützte diese Nachricht, beschwerte sich, und die Mahlzeiten wurden besser.

Eine nicht geringe Unannehmlichkeit, welcher ein Fremder sich an diesem Orte ausgesetzt sieht, ist die, daß man unaufhörlich von Leuten überlaufen wird. Denn jeder vorübergehende Holländer kommt ohne Umstände, wie etwa in unsern Gasthöfen die Schacherjuden, herein und fragt: was man zu verkaufen habe? weil es selten ist, daß Privatpersonen hierher kommen, die nichts zu verhandeln haben.

Jedermann miethet sich hier ein Fuhrwerk, weil es beinahe für schimpflich gehalten wird, sich seiner Füße zu bedienen.

Sobald Herr Banks am Lande eingerichtet war, ließ er unsern Tupia zu sich holen, der seiner fortdauernden Krankheit wegen, die in einem Gallenfieber bestand, bisher noch am Bord geblieben war, und sich schlechterdings geweigert hatte, irgend ein Arzeneimit-

tel zu nehmen. Er kam nunmehr mit seinem Indischen Begleiter, dem jungen Tayeto, ans Land, und ob er gleich noch sehr schwach und niedergeschlagen war, so schien er doch beim Eintritt in die Stadt, wo sich ihm so viel nie Gesehenes und so viel Wunderbares darbot, auf einmahl ganz von neuen aufzuleben. Die Häuser, die Fuhrwerke, die Straßen, die Leute und so viel andere Gegenstände, die ihm durchaus neu waren und nun auf einmahl seiner Aufmerksamkeit zuströmten, wirkten wie Zauberei auf ihn. Tayeto äußerte seine Verwunderung und sein Entzücken mit noch weniger Zurückhaltung; er tanzte sogar, wie außer sich, längs der Straßen hin, und betrachtete jeden Gegenstand mit freudiger und feuriger Wißbegierde. Was dem Tupia zuerst und am meisten auffiel, war die Verschiedenheit in den Kleidungen, welche er an den Vorbeigehenden bemerkte; und als man ihm sagte, daß an diesem Orte, wo Leute von so vielen verschiedenen Völkern zusammenkämen, ein Jeder sich nach seiner Landesart zu tragen pflege, so verlangte er alsbald, diese Mode mitzumachen, und in Otaheitischer Tracht zu erscheinen. Man willfahrte ihm sogleich, schickte nach dem Schiffe, um Südsee-Tuch holen zu lassen, und unser Freund stand in seinem vaterländischen Anzuge da.

Um das Schiff kielholen zu lassen, mußten wir es von der Rhede, wo es vor Anker lag, nach der kleinen Insel Onrust bringen, wo die Holländer ihre Schiffswerfte, nebst dem dazu gehörigen Baubedarf haben.

Wir fingen aber nunmehr schon an, die schädlichen Wirkungen der hiesigen Luft zu empfinden, ungeachtet seit unserer Ankunft nur erst acht Tage verflossen waren. Tupia befiel von neuen, und wurde mit jedem

Tage schlechter; Tayeto bekam eine Lungenentzündung; Herrn Banks beide Bedienten erkrankten gleichfalls, und bei ihm selbst und Herrn Doktor Solander stellten sich Fieber ein. In wenigen Tagen war fast Jedermann von unserer Gesellschaft, er mochte in der Stadt oder auf dem Schiffe sein, krank oder doch wenigstens kränklich; und dies rührte ohne Zweifel von der niedrigen, sumpfigen Lage des Orts, und von den unzähligen unreinen Gräben her, wovon die Stadt und die Gegend überall durchschnitten wird. Ich ließ zur Beherbergung des Schiffsvolks ein Gezelt aufschlagen; nur wenige davon waren noch im Stande, ihre Arbeit zu verrichten. Der arme Tupia, mit dem es immer schlimmer und schlimmer ward, wünschte aus der Stadt nach dem Schiffe gebracht zn werden, weil er dort eine frischere Luft einathmen würde. Herr Banks brachte ihn daher auf die Insel, bei der das Schiff jetzt lag, und ließ allda ein Zelt für ihn errichten. Hier wehete nun sowol die Landluft als auch der Seewind gerade über ihn hin, und er war nunmehr mit seiner Lage wohl zufrieden. Herr Banks, der voll edler Menschenliebe die zärtlichste Sorgfalt für diesen armen Leidenden trug, ungeachtet er selbst krank war, wich zwei Tage lang nicht von seiner Seite. Erst am dritten Tage, da sein bisheriges Wechselfieber sich in ein dreitägiges verwandelt hatte, und die Anfälle so heftig wurden, daß er während derselben seiner Sinne nicht mehr mächtig war, kehrte er wieder nach der Stadt zurück. Um eben diese Zeit nahm auch Doktor Solanders Krankheit überhand, und Herr Monkhouse, unser Schiffsarzt, wurde gleichfalls bettlägerig.

Letzter, ein einsichtsvoller und geschickter Mann, wurde das erste Opfer dieser menschenfressenden Gegend;

ein Opfer, welches wir bei unsern dermahligen Umständen doppelt schmerzhaft fühlten. Unsere Leiden waren jetzt in der That sehr hoch gestiegen, und unsere Aussicht in die Zukunft war schwarz und hoffnungslos. Die Gefahr, welche uns drohete, war unglücklicher Weise nicht von der Art, daß wir sie durch eigenes Bestreben hätten überwinden können. Muth, Geschicklichkeit und Fleiß waren hier alle gleich fruchtlos. Der Tod rückte uns mit jedem Tage sichtbar näher, und wir waren in einer Lage, wo wir weder fliehen, noch ihm widerstehen konnten. Wir mietheten Malaiische Bedienten zu Krankenwärtern; aber diesen fehlte es entweder an Menschenliebe oder an Geschicklichkeit, ihre Pflicht zu thun; denn es war uns nicht einmahl möglich, sie dahin zu bringen, in der Nachbarschaft der ihnen anvertrauten Kranken zu bleiben; diese mußten oft aus dem Bette aufstehn und sie suchen, wenn sie etwas haben wollten. Der Zweite, den uns der Tod raubte, war der arme Indische Jüngling Tayeto; und Tupia wurde durch die Nachricht von dessen Absterben so erschüttert, daß man zweifelte, ob er den folgenden Tag erleben würde.

Mittlerweile hatte man das Schiff auf die Seite gelegt und den Boden desselben untersucht. Da zeigte es sich denn, daß unsere glückliche Ankunft bei der Insel beinahe einem Wunder zuzuschreiben war. Ein ansehnliches Stück des Kiels war fort; ein großer Theil der sogenannten Haut, d. i. der äußern Bekleidung des Schiffes, war gleichfalls nicht mehr da. Die innern Planken waren an einer sechs Fuß langen Stelle dermaßen abgerieben und weggescheuert, daß sie kaum noch die Dicke eines Strohhalms hatten; und hier hatten sich nun vollends auch die Würmer eingefunden und die Rippen des Schiffs zernagt. Dennoch war das

Schiff in diesem erbärmlichen Zustande viele hundert Meilen weit über ein Meer gesegelt, wo die Schifffahrt so gefährlich ist, als sie auf irgend einem andern Theile des Weltmeers nur immer sein mag. Zum Glück hatte Keiner von uns gewußt, oder nur geahnet, daß zwischen uns und dem Abgrunde nur eine morsche Scheidewand, kaum so dick als eine Schuhsohle, sei; wem würde sonst nicht der Muth entgangen sein! Aber es schien jetzt, als seien wir den Wellen nur deßwegen entkommen, um hier am Lande durch Seuchen aufgerieben zu werden. Die Herren Banks und Solander waren so krank, daß ihr Arzt versicherte, das einzige Mittel zur Genesung, von dem er noch etwas hoffe, sei, sie aufs Land in eine frischere Luft zu bringen. Es wurde also ein kleines Landhaus für sie gemiethet, und sie ließen sich dahin bringen. Um der elenden Bedienung der Malaiischen Sklaven überhoben zu sein, kaufte Jeder von ihnen eine Sklavinn, von welchen sie ungleich besser verpflegt wurden.

Unsern guten Tupia raffte unterdeß, zu unser Aller Betrübniß, der Tod dahin. Der arme Mann hatte kaum vernommen, daß sein junger Gefährte und Diener Tayeto, den er mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte, nicht mehr lebe, als er zusehends und auf einmahl zu der letzten Stufe der Krankheit hinabsank, und bald darauf verschied.

Das Schiff wurde unterdeß sorgfältig ausgeflickt, und man vollendete die Arbeit zu meiner äußersten Zufriedenheit. Ich muß bei dieser Gelegenheit den Beamten und überhaupt allen Arbeitsleuten auf diesen Werften das öffentliche Zeugniß geben, daß es, meines Erachtens, keinen Ort in der Welt giebt, wo man zur

Ausbesserung eines Schiffs fleißiger und besser bedient wird, als hier.

Die Herren Banks und Doktor Solander fingen glücklicher Weise nach und nach wieder an zu genesen. Die Lage ihres Landhauses, welches überall der frischen Luft ausgesetzt war, und welchem ein kleiner Bach vorbeirieselte, trug vermuthlich mehr, als die Arzeneimittel, dazu bei. Unterdeß war die Reihe, krank zu werden, auch an mich gekommen; und von der ganzen übrigen Mannschaft waren nicht mehr als zehn Mann noch im Stande, ihren Dienst zu verrichten. Dennoch fuhren wir fort, das Schiff für die See auszurüsten, um diese ungesunde Gegend, sobald es nur immer thulich wäre, zu verlassen.

Aber die Unannehmlichkeiten unsers hiesigen Aufenthaltes sollten erst noch zu einem höhern Grade steigen; dies geschah, indem nunmehr die regnerische Jahrszeit eintrat. Die Frösche, welche hier zehnmal lauter als die Europäischen quaken, verkündigten dieselbe aus allen Gräben durch ein unausstehliches Geschrei; und die Mücken und Moskito's *), die uns schon vorher beschwerlich genug gefallen waren, vermehrten sich jetzt auf eine unbeschreibliche Weise. Sie schwärmten über jeder Wasserpfütze, wie Bienen aus ihren Körben schwärmen; allein so sehr sie uns auch zur Nachtzeit quälten, so müssen wir ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie uns den Tag über ziemlich in Ruhe ließen.

Am 24sten des Wintermonds, also ungefähr zehn Wochen nach unserer Ankunft bei Batavia, waren wir mit der Ausrüstung fertig, und bereit, wieder unter

*) Eine Art scharfstechender Fliegen.

Segel zu gehn. Die Zahl unserer Kranken belief sich noch auf vierzig; die Uebrigen standen zwar nicht mehr auf der Krankenliste, aber sie waren doch Alle, bis auf Einen nach, noch sehr schwächlich. Dieser Eine, der während der ganzen Zeit unsers Hierseins allein gesund blieb, war unser Segelmacher, ein Knabe zwischen 70 und 80 Jahren, gerade Derjenige, der, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, am ersten hätte erliegen müssen, weil er keinen Tag hingehen ließ, ohne sich durch Berauschung zum Vieh zu machen. Sieben Personen hatten wir hier begraben müssen, die, den einzigen Tupia ausgenommen, alle frisch und gesund angekommen waren.

32.

Beschreibung der Stadt Batavia, der umliegenden Gegend und ihrer Naturgüter.

Meine jungen Leser kennen die Stadt Batavia ohne Zweifel schon aus der Erdbeschreibung, und wissen also auch, daß sie nicht nur der Hauptort auf der Insel Java, sondern auch die Hauptstadt der Holländischen Besitzungen in Ostindien und unter allen Pflanzörtern der Europäer in Asien der vorzüglichste ist. Es wird indeß, hoffe ich, ihnen nicht unangenehm sein, noch etwas mehr davon zu hören.

Sie liegt an der Nordseite der Insel Java, in einer niedrigen und sumpfigen Gegend. Verschiedene Flüsse fallen daselbst ins Meer. Sowol durch diesen als jenen Umstand sind die Holländer vorzüglich bewogen worden, diesen Ort zu ihrem vornehmsten Handelsplatze zu machen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, eine Menge von Kunstflüssen anzulegen, die dem Handel zur größten Bequemlichkeit dienen, und

die Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenige Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Wassergraben geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine Stadt in Europa.

Die Wassergräben, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehen, aber es trägt auch, auf der andern Seite, dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Gräben, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heißen Jahreszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Gräben dermaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinne genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Gräben zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Gräben bisweilen gereiniget

werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer derselben, d. i. in die Straßen, hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Gräben, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unfläther ei der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben werden, und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseins lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachlässigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Hauptzug in der Sinnesart der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrifft, sich hier eben so deutlich zeigt als in Holland. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol ebendieselben Menschen eine durch ihre Nachlässigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie folgewidrig die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu

die Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenige Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Wassergraben geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine Stadt in Europa.

Die Wassergräben, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehen, aber es trägt auch, auf der andern Seite, dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Gräben, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heißen Jahreszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Gräben dermaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinne genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Gräben zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Gräben bisweilen gereiniget

werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer derselben, d. i. in die Straßen, hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Gräben, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unfläthérei der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben werden, und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseins lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachlässigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Hauptzug in der Sinnesart der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrifft, sich hier eben so deutlich zeigt als in Holland. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol ebendieselben Menschen eine durch ihre Nachlässigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie folgewidrig die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu

die Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenige Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Wassergraben geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine Stadt in Europa.

Die Wassergräben, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehen, aber es trägt auch, auf der andern Seite, dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Gräben, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heißen Jahreszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Gräben dermaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinne genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Gräben zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Gräben bisweilen gereiniget

werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer derselben, d. i. in die Straßen, hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Gräben, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unfläthèrei der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben werden, und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseins lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachlässigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Hauptzug in der Sinnesart der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrifft, sich hier eben so deutlich zeigt als in Holland. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol ebendieselben Menschen eine durch ihre Nachlässigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie folgewidrig die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu

die Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenige Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Wassergraben geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine Stadt in Europa.

Die Wassergräben, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehen, aber es trägt auch, auf der andern Seite, dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Gräben, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heißen Jahreszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Gräben dermaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinne genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Gräben zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Gräben bisweilen gereiniget

werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer derselben, d. i. in die Straßen, hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Gräben, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unfläthereí der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben werden, und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseins lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachlässigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Hauptzug in der Sinnesart der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrifft, sich hier eben so deutlich zeigt als in Holland. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol ebendieselben Menschen eine durch ihre Nachlässigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie folgewidrig die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu

die Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenige Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Wassergraben geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine Stadt in Europa.

Die Wassergräben, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehen, aber es trägt auch, auf der andern Seite, dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Gräben, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heißen Jahreszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Gräben dermaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die untern Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinne genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Gräben zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Gräben bisweilen gereiniget

werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer derselben, d. i. in die Straßen, hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Gräben, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unflätherei der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben werden, und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseins lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschaffte.

Diese unverzeihliche Nachlässigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Hauptzug in der Sinnesart der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrifft, sich hier eben so deutlich zeigt als in Holland. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol ebendieselben Menschen eine durch ihre Nachlässigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie folgewidrig die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu

setzen, die ungesunde Beschaffenheit des Orts zu beurtheilen, füge ich noch folgende Nachricht hinzu. Von hundert Soldaten, die aus Europa hieher geschleppt werden, sollen, wie man uns versicherte, am Ende des ersten Jahrs kaum noch funfzig am Leben sein. Von diesen Funfzigen liegt dann gewöhnlich die Hälfte im Siechenhause, und unter den Uebrigen sollen kaum zehn sich völlig gesund befinden. Dieser Bericht kann etwas übertrieben sein; allein die blassen und dürren Todtengerippe, die wir mit einer Flinte herumkriechen sahn, bestätigten gleichwol die Aussage nur zu sehr. Und nach dieser Mördergrube wird so mancher Europäer geschleppt, der aus jugendlicher Unerfahrenheit oder durch ein ausschweifendes Leben jenen teufelischen Menschen in die Hände fiel, die unter dem Namen der Seelenverkäufer ein verruchtes Gewerbe mit gestohlenen Menschen treiben! Ich beziehe mich hiebei auf die im dritten Theile dieser Reisen befindliche Warnung, von der zu wünschen wäre, daß sie jedem leichtsinnigen jungen Menschen zu Ohren kommen möchte!

Da Krankheiten und Tod an diesem ungesunden Orte zu den häufigsten und gewöhnlichen Vorfällen gehören, die man überall sieht und wovon man überall hört, so redet man hier vom Sterben, als von einer gleichgültigen Sache. Sagt Einer dem Andern, dieser oder jener von seinen Bekannten sei gestorben, so ist die gewöhnliche Antwort: Gut, er war mir nichts schuldig; oder: Da muß ich mein Geld von seinen Erben fodern! Uebrigens liegt Jeder mit Krankheit und Tod ohne Unterlaß gleichsam zu Felde, und sucht sie von sich abzuhalten, so gut er kann. Man gebraucht daher unablässig Verwahrungsmittel, nimmt Tag für Tag Arzenei, fast eben so richtig und ordent-

lich, als man seine Mahlzeiten einnimmt, und sieht der Rückkehr gewisser Krankheiten eben so gewiß entgegen, als wir die Rückkehr der Jahreszeiten erwarten. In ganz Batavia ist uns nicht ein einziger Mensch vorgekommen, der recht frisch und gesund ausgesehen hätte!

Die Häuser sind für die Himmelsgegend recht gut und zweckmäßig eingerichtet. Das untere Geschoß besteht gemeiniglich aus einem einzigen großen Saale, dessen gegenüberstehende Thüren gewöhnlich offen sind, damit die Luft ungehindert durchströmen kann. An dem einen Ende dieses großen Raums ist, vermittelst einer Scheidewand, ein Zimmer für den Hausherrn abgesondert, worin dieser seine Geschäfte verrichtet. Ein anderer Verschlag macht den Saal aus, in welchem die Familie zu speisen pflegt. Zu andern Zeiten halten sich hier die Sklavinnen auf, weil dies der einzige Ort ist, wo sie sich niedersetzen dürfen.

Die Stadt ist mit einer Mauer, mit einem Wall und mit einem fließenden Wasser umgeben. Das Schloß, oder die Beifeste, liegt an dem nordöstlichen Ende derselben. Dieses ist stark befestiget; und auf den Fall einer Belagerung sind für die Herren des Staatsraths Wohnungen darin zubereitet. Außerdem giebt es daselbst auch große Waarenlager, welche der Gesellschaft gehören. Uebrigens ist das ganze Land rings umher durch kleine Festen und Blockhäuser befestiget; aber von der Seeseite her ist dieser Ort vollends ganz und gar unbezwingbar gemacht worden. Denn bis auf einen Kanonenschuß von der Stadt ist das Wasser so seicht, daß kaum ein großes Boot, geschweige ein Kriegesschiff, sich hier nahen kann. Nur ein einziger hinlänglich tiefer Fahrgraben, das Revier genannt, führt durch dies seichte Wasser zur Stadt; allein dieser ist sehr schmal,

auf beiden Seiten mit starken steinernen Vorsätzen eingefaßt, und kann von den stärksten Bollwerken der Beifeste der Länge nach bestrichen werden, wodurch es jedem Schiffe ganz unmöglich gemacht werden kann, sich der Stadt zu nähern. Der Hafen von Batavia wird für den besten in Ostindien gehalten, und allem Ansehn nach mit Recht.

Auf der Landseite von Batavia ist die Gegend weit und breit überall voller Gärten und Landhäuser. Allein um auch hier das Zuströmen einer bessern Luft zu hindern, hat man Sorge getragen, diese Gärten so dicht mit Bäumen zu bepflanzen, daß Stamm an Stamm sich lehnt, und das Ganze einer undurchdringlichen Waldung ähnlich sieht. Diese Waldungen von Obstbäumen beschatten eine weite, schnurgerade Gegend, welche nach allen Seiten hin mit Gräben durchschnitten ist. Nur des Statthalters Landhaus steht auf einer kleinen Anhöhe, die aber so unbeträchtlich ist, daß sie über die Ebene kaum merklich hervorragt. Doch haben Se. Excellenz es sich was Tüchtiges kosten lassen, Dero Garten, auch hier auf der Anhöhe, mit stehenden Wassergräben einzuschließen; so groß ist die Macht der Gewohnheit, und so sehr beherrscht sie den Geschmack und den Verstand der Menschen!

Daß übrigens dieses niedrige Land ungemein fruchtbar sei, wird der Leser wol schon von selbst vermuthet haben, weil dies bekanntlich der Vorzug aller niedrigen Gegenden zu sein pflegt. Aber wie weit jene Fruchtbarkeit hier bei Batavia gehe, davon wird man sich schwerlich einen Begriff machen können. Alles, was zu den ersten Bedürfnissen, wie zum Wohlleben gehört, wächst hier im größten Ueberfluß. Zu jenem gehören Reiß und Indisches Korn oder Mais, die bekannten

beiden Getreidearten der Indier. In den Gärten zieht man nicht nur die meisten in Europa bekannten Gartengewächse, sondern auch andere, welche diesem Himmelsstriche besonders eigen sind. An Obst besitzen sie einen eben so großen als mannichfaltigen Reichthum. Dazu gehören, außer folgenden auch in Europa bekannten Gewächsen, als Ananas, süße und bittere Pomeranzen, Pompelmusen, Limonen, Zitronen, Pisang, Weintrauben, Wassermelonen, Kürbisse u. s. w., eine Menge anderweitiger Indischer Früchte, mit deren Beschreibung ich dem Leser nur Langeweile machen würde.

Es ist beinahe unglaublich, was für eine Menge von Früchten in der einzigen Stadt Batavia verzehrt wird. Aus der ganzen umliegenden Gegend wird weit umher Alles hieher gebracht; und für einen Europäer ist der Zusammenfluß und die Menge so mannichfaltiger und schöner Früchte, als man auf den Marktplätzen hier aufgehäuft sieht, ein sehr reizender Anblick. Vierzig bis fünfzig Frachtkarren, voll der schönsten Ananas, hier auf einmahl zusammentreffen zu sehn, ist etwas gar nicht Ungewöhnliches.

Eine, den Bewohnern dieser Stadt eigenthümliche Art von Ueppigkeit verdient hier noch insbesondere erwähnt zu werden. Sie verbrennen nämlich unaufhörlich wohlriechendes Holz und Harz, und verschwenden eine Menge von Blumen, um überall einen Wohlgeruch um sich her zu verbreiten. Dies soll vermuthlich zu einem Gegengift wider die schädlichen Ausdünstungen ihrer Gräben dienen; aber im Grunde dient es doch nur dazu, den üblen Geruch dieser Dünste in ihren Häusern unmerklich zu machen. Den schädlichen Wirkungen derselben kann dadurch nicht sehr abgeholfen werden. Man hat hier eine große Mannigfaltigkeit von Blu-

men, welche in Europa unbekannt sind, und beide Geschlechter pflegen dergleichen beständig um und an sich zu haben. Außerdem tragen sie die zerschnittenen Blätter einer sehr wohlriechenden Pflanze, Pandang genannt, in den Kleidern und in den Haaren; am reichlichsten aber bestreuen sie ihre Betten damit, so daß sie wachend und schlafend unaufhörlich Wohlgerüche einathmen.

Von Gewürzen wird auf der Insel Java jetzt nur noch der Pfeffer, aber dieser auch in sehr großer Menge gebaut. Den Anbau der Würznägelein haben die Holländer aus Staatsklugheit, um sie nicht durch Vervielfältigung um ihren hohen Werth zu bringen, auf die einzige Ansel Amboina, und den der Muskatennüsse auf die Insel Banda eingeschränkt. Die Art, wie sie dies zu bewerkstelligen wußten, war folgende: als sie sich nach und nach alle die Indischen Raja's oder Fürsten, welche diese Inseln beherrschten, unterwürfig gemacht hatten, schrieben sie ihnen, in den mit ihnen errichteten Verträgen, die Zahl der Nägelein-Bäume vor, die Jeder in seinem Lande zu haben befugt sein sollte. So oft nun nachher irgend ein kleiner Zwist unter beiden Parteien entstand, so züchtigte man die armen Raja's allemahl durch Verminderung der ihnen verwilligten Anzahl von Bäumen. Dies wiederholte man so oft, bis man sie der Freiheit, dergleichen Bäume zu ziehen, ganz und gar beraubte.

Zu den zahmen Thieren, welche man hier sieht, gehören Pferde, Hornvieh, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Katzen. Die Pferde sind sehr klein, aber ungemein munter. Außer dem gewöhlichen Rindvieh giebt es hier auch Büffel in Menge; allein die Holländer essen von letztern weder Fleisch noch Milch, weil sie

sich einmahl eingebildet haben, daß Beides der Gesundheit nachtheilig sei. Die hier wohnenden Chineser, welche dieses Vorurtheil nicht haben, und Beides essen, befinden sich wohl dabei. Die hiesigen Schweine, besonders die, welche die Chinesen ziehen, sind an Geschmack unverbesserlich; dennoch ziehen die Holländer, die für Alles, was aus ihrem Vaterlande kommt, sehr eingenommen sind, das Schweinefleisch von Holländischer Zucht weit vor, und mögen jenes nicht anrühren.

In den bergigen Gegenden der Insel giebt es nicht nur wilde Pferde und wildes Rindvieh, sondern auch eine Menge von Rehen und wilden Schweinen. Ebendaselbst findet man auch Tiger und Nasehörner, jedoch letztere nur in geringer Zahl. Affen sieht man schon in der Nachbarschaft von Batavia.

Fische giebt es hier in erstaunlicher Menge; aber weil gerade die besten Arten am häufigsten, einige schlechtere hingegen seltener gefangen werden, so kommen nur diese letzten, als die kostbarsten, auf die Tafeln der Herren; die bessern hingegen fallen, weil sie die wohlfeilsten sind, den Sklaven zu.

Das hiesige zahme Federvieh, als Enten, Gänse, Tauben und welsche Hühner, sind gut, und die ersten beiden Arten ungemein wohlfeil. Wildes Geflügel ist seltener; doch muß ich von einer Art desselben, den Schnepfen, anmerken, daß wir sie in allen Welttheilen, auch hier, fanden.

In Ansehung der Getränke ist die Natur hier sparsamer, als in vielen nördlicheren Ländern gewesen. Wein bringt die Insel gar nicht hervor. Da indeß die meisten Eingebornen Muhamedaner sind, welche keinen Wein trinken dürfen, so haben sie nicht Ursache, sich über den Mangel daran zu beklagen. Zum Ersatz da-

für kauen sie, um sich zu berauschen, Opium, und bringen sich dadurch um Verstand und Gesundheit; gleichsam als wenn Muhamed ihnen nur eine gewisse Art sich zu betrinken, und nicht die Trunkenheit, verboten hätte!

Außerdem verfertiget man hier Arrak aus Reiß, und von dem Safte des Palmbaums eben die Art Wein, die ich schon oben bei der Insel Savu beschrieben habe.

33.

Fernere Nachrichten von Batavia, besonders von den Bewohnern der Stadt und des Landes, von deren Sitten, Gebräuchen und Lebensart.

Nicht der fünfte Theil der Bewohner dieser Stadt und der umliegenden Gegend besteht aus wirklichen Holländern oder nur aus Leuten, die von ehemahligen Holländern abstammen. Die Meisten sind Portugiesen und Chinesen, wozu noch eine Menge schwarzer Sklaven, und Indier aus allen Völkerschaften kommen. Unter den hiesigen Truppen kann fast jeder Europäer, aus welchem Lande er auch immer sein mag, Landsleute finden; doch sind die darunter befindlichen Deutschen zahlreicher, als die Uebrigen zusammengenommen. Nur ein bürgerliches Amt bekleiden, oder an der Regierung Theil nehmen, kann hier Niemand, der nicht von Holländischer Abkunft ist. Wer sich aber zu Batavia niederzulassen Lust hat, der kann dies schlechterdings nicht anders, als in der Eigenschaft eines Soldaten thun, und er muß sich, ehe er dazu angenommen wird, verpflichten, fünf Jahre lang zu dienen. Doch muß ich hinzufügen, daß es mit dieser Verpflichtung nicht viel auf sich hat; denn man erhält vom Staatsrathe leicht die Erlaubniß, sich von dem Heere zu entfernen, und als ein freier Mensch

Handel und Verkehr zu treiben, so viel man will. So ist es also zu verstehen, wenn gesagt wird, daß alle weiße Einwohner dieser Stadt Soldaten sind.

Frauenzimmer dürfen, wenn sie wollen, sich hier ohne alle weitere Umstände niederlassen. Gleichwol waren zur Zeit unsers Hierseins, wie man uns versicherte, nicht über zwanzig wirkliche Europäerinnen da. Die übrigen weißen Damen, die wir hier sahen, waren alle in Indien geboren, und nur von Europäischer Abkunft. Diese Frauenzimmer ahmen die Moden und Gebräuche der Indierinnen in allen Stücken, sogar darin nach, daß sie ihren Betel eben so gut kauen als jene.

Den hiesigen Kaufleuten wird der Handel sehr leicht gemacht. Die Chinesen, ihre Mäkler, müssen das Meiste dabei thun. Kommt ein Schiff an, um eine Ladung einzunehmen, so läßt der Kaufmann, an den der Schiffer sich deßhalb wendet, den Chinesen rufen, mit dem er in Verkehr steht. Ihm giebt er das Verzeichniß der Waaren, welche verlangt werden; dieser schafft sie denn an Bord, und bringt dem Kaufmanne das Geld, der seinen Gewinnst davon nimmt, und das Uebrige dem Chinesen zur Bezahlung der Waaren zustellt.

Die hier wohnenden Portugiesen sind fast ganz ausgeartet. Sie reden meistentheils Malaiisch, höchstens nur noch gebrochen Portugiesisch, sind von der römischen zur lutherischen Kirche übergegangen, und kleiden sich gerade wie die Eingebornen des Landes. Man zählt sie zu der geringen Klasse von Leuten, die mit allerhand niedrigen Arbeiten ihr Brot verdienen. Viele derselben leben von der Jagd; Andere beschäftigen sich mit Zeug-Waschen, und die Uebrigen treiben Handwerke.

Die in der Stadt und in der umliegenden Gegend

lebenden Indier sind keine Javaneser, sondern stammen aus verschiedenen andern Inseln her, von wannen sie als Sklaven hieher gebracht worden sind. Nach und nach hat man sie frei gegeben. Sie heißen insgesammt Isalam, d. i. Rechtgläubige, weil sie — Muhamedaner sind. Der junge Leser wird sich über die Anmaßung eines solchen Titels wol nicht mehr wundern, weil er vermuthlich schon bemerkt haben wird, daß jede der unzähligen Glaubensparteien, die es in der Welt giebt, sich für die rechtgläubige, und ihren Glauben für den alleinseligmachenden hält. Das müssen wir gegenseitig unserer Kurzsichtigkeit und Eitelkeit zu gute halten. —

Die Indier, welche sich größtentheils von Gärtnerei und Obsthandel ernähren, handeln ganz allein mit Betel und Areka, die hier in erstaunlicher Menge verbraucht werden, weil Jeder, weß Standes und Geschlechts er auch sein mag, Beides unabläßig zu kauen pflegt. Auch hier mischt man Kalk, aber gelöschten, zu, weßhalb er die Zähne weniger, als auf Savu, angreift. Man mischt auch Kardamomen und viele andere Gewürze darunter, um einen wohlriechenden Athem zu haben.

Die Frauenzimmer dieser Indier halten viel auf starkes Haupthaar, womit sie von Natur schon reichlich genug versehen sind. Aber damit noch nicht zufrieden, suchen sie den Wachsthum desselben durch den Gebrauch gewisser Oele und anderer Mittel zu befördern. Die Art, wie sie dieses, ihr dickes Haar, welches durchgehends schwarz ist, zu tragen pflegen, wurde von uns Allen für eine der niedlichsten und geschmackvollsten erklärt. Sie wickeln es nämlich auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines runden Kranzes zusammen,

stecken es alsdann mit einer Haarnadel fest und umwinden es mit einem reizenden Blumenkranze.

Beide Geschlechter dieses Volks baden sich Tag für Tag wenigstens einmahl in fließendem Wasser, welches in einem so heißen Lande, sowol der Reinlichkeit als auch der Gesundheit wegen, sehr nothwendig ist. Auf ihre Zähne wenden sie eine ganz besondere Sorgfalt; aber nicht auf die Farbe — denn diese ist, des beständigen Betelkauens wegen, durchgängig gelb — sondern auf die Form und Gestalt derselben. Sie reiben nämlich die scharfen Enden derselben mit einer Art von Schleifstein so lange, bis sie alle völlig gleich und eben sind. Dann schneiden sie, ich weiß nicht warum — vielleicht um die gleiche Größe aller Zähne durch eine gerade Linie noch bemerkbarer zu machen — in die obere Reihe eine tiefe Rinne ein, die mitten über alle Zähne weg und mit dem Zahnfleische gleichläuft. Da diese Rinne durch den Schmelz der Zähne bis in die Knochen geht, so sollte man glauben, daß der dadurch verletzte Zahn nachher leicht würde angefressen werden. Aber nein! Zu unserer Verwunderung wurden wir bei Keinem derselben jemahls einen faulen Zahn gewahr; eine Sache, die uns unerklärlich blieb.

Ich komme jetzt zu der Beschreibung eines unter diesen Leuten herrschenden entsetzlichen Gebrauchs, den man das S c h w e i ß = R e n n e n oder, nach hiesiger Mundart, das M u c k = R e n n e n nennt; eine Beschreibung, die der gutmüthige junge Leser nicht ohne ein schmerzliches Gefühl von Mitleid über die schrecklichen Verirrungen lesen wird, zu welchen die ungebildete Menschheit aller Orten durch Leidenschaften fortgerissen wird. Die Sache ist diese.

Wenn einem hiesigen Indier irgend ein schmerz-

hafte Beleidigung widerfährt, wodurch er in Wuth geräth, so berauscht er sich durch Opium, stürzt alsdann, wüthend von Leidenschaft und Trunkenheit, mit irgend einem Gewehr in der Hand hervor, sucht zuvörderst Den, der ihn beleidigt hat, zum ersten Opfer seiner Raserei zu machen, und durchläuft nachher mit gleicher Wuth und mit schäumendem Munde die Straßen, um Jeden, der ihm in den Weg kommt oder ihn aufzuhalten sucht, gleichfalls niederzustoßen. Dies ist es, was man Muck-Rennen nennt. Hievon ereigneten sich, während unsers Hierseins, verschiedene Beispiele; und Einer von den Gerichtsbedienten, welche die Verpflichtung haben, dergleichen rasende Menschen aufzufangen, versicherte uns, es vergehe selten eine Woche, daß er, oder einige seiner Amtsbrüder nicht aufgefodert würden, einen solchen Wüthenden in Verhaft zu nehmen. Diese Gerichtsdiener sind bevollmächtiget, dergleichen Unglückliche todt oder lebendig zu liefern; im letztern Falle erhalten sie eine Belohnung, im erstern bloß ihren festgesetzten Lohn. Allein die Wüthenden verkaufen ihr Leben theuer, und sie bringen gemeiniglich, bevor sie überwältigt werden, erst mehre von denen um, welche sie erhaschen wollen, ungeachtet diese mit gewissen großen Zangen versehen sind, womit sie die Rasenden von fern ergreifen und festhalten können. Diejenigen, welche man lebendig bekommt, werden ohne Gnade lebendig gerädert; sind sie verwundet, wie das denn gemeiniglich der Fall ist, und erklärt der Wundarzt, nach geschehener Besichtigung, die Verletzung für tödtlich, so gehet die Hinrichtung augenblicklich vor sich, und zwar gemeiniglich an derjenigen Stelle, wo der Unglückliche den ersten Mord beging.

Einer von Denen, welche bei unserm Hiersein muck-

rannten, war ein freigelassener und dabei wohlhabender Mann. Er war auf seinen Bruder eifersüchtig geworden, und diesen tödtete er im Anfall der Raserei zuerst; nachher zwei Andere, die sich ihm widersetzen wollten. Dieser kam indeß nicht aus seinem Hause heraus, sondern suchte sich innerhalb desselben zu vertheidigen. Er hatte drei Flinten bei sich, mit welchen er sich die Gerichtsdiener vom Leibe halten wollte; er war aber dermaßen seiner Sinne beraubt, daß er nicht merkte, daß keine einzige davon geladen war.

Wie weit diese Indier, ungeachtet sie nun so lange schon unter Europäern leben, an Ausbildung des Verstandes und an Aufklärung noch zurück sind, das mag man aus folgenden abergläubischen Meinungen und Gebräuchen schließen, die noch jetzt unter ihnen im Schwange gehen.

Sie halten den Teufel, den sie Satan nennen, für den Urheber aller Krankheiten und alles Uebels überhaupt. Wird also Einer unter ihnen krank, oder geräth er sonst in Noth, so eilt er, dem Teufel Fleisch, Geld und andere Dinge, als ein Versöhnungsopfer, darzubringen. Hat Jemand einen Traum, der ihm merkwürdig vorkommt, so wähnt er, der Satan wolle ihm dadurch irgend einen Befehl kund thun, den er vollziehen müsse, wenn er sich nicht die Strafe einer Krankheit, oder gar des Todes zuziehen wolle. Er strengt also seine ganze Einbildungskraft an, um den Inhalt des Befehls zu errathen. Kann er damit nicht zu Stande kommen, so nimmt er seine Zuflucht zum Kawin oder Priester, der ihm den verborgenen Sinn des geheimnißvollen Traums auf ein Haar zu sagen weiß. Gemeiniglich läuft die Sache darauf hinaus, daß der Teufel ein Geschenk an Lebensmitteln oder Geld verlangt; und es

versteht sich von selbst, daß ihm das Verlangte nicht verweigert werden dürfe. Man legt es dann auf einen von Kokosblättern verfertigten Teller, und hängt diesen an den Zweig eines Baums, der sehr nahe am Wasser steht. Als Herr Banks einst Einen von ihnen fragte: ob sie denn glaubten, daß Satan das geopferte Geld zu irgend Etwas anwende und die Lebensmittel verzehre? so antwortete er: das Geld sei nicht sowol eine Gabe, die der Teufel für sich fodere, als vielmehr eine Strafe, die er ihnen für irgend eine Uebertretung auflege. Wem es nachher zu Theil werde, darum hätten sie sich nicht zu bekümmern. Was aber das Fleisch betreffe, so wüßten sie wohl, daß der Teufel zwar die gröbern Theile nicht esse, aber sie wären gewiß, daß er das Maul ganz nahe daran halte, um es rein auszusaugen; denn nachher habe es weder Saft noch Kraft mehr.

Dieser Aberglaube ist nun freilich schon ungereimt genug, aber noch ungereimter ist folgender. Diese Leute hegen unter andern auch den albernen Wahn, daß eine Frau, die von einem Kinde entbunden wird, manchmahl auch mit einem jungen Krokodill, als einem Zwillingskinde, zugleich niederkomme. Fragt man, wo ein solches Geschöpf denn nachher bleibe? so ist die Antwort: die Wehmütter trügen es alsdann nach dem Flusse, und setzten es daselbst ins Wasser. Die Familie, der man aufgebunden hat, daß sie eine solche Mißgeburt von Anverwandten im Flusse habe, bringt derselben in der Folge ohne Unterlaß Lebensmittel zu; besonders muß Derjenige, den man für den Zwillingsbruder des Krokodills hält, so lange er lebt, zu gewissen Zeiten an den Fluß gehen, um diese brüderliche Pflicht zu erfüllen. Sollte er dies je versäumen, so würde er, wie

sie durchgängig glauben, mit Krankheiten, oder gar mit Verlust des Lebens dafür gestraft werden. Wie ein so ungereimter und unsinniger Aberglaube habe entstehen können, ist schwer zu begreifen. Vielleicht mag er von den Inseln Celebes und Boutu herstammen, wo viele von den Einwohnern Krokodille in ihren Häusern zu unterhalten pflegen. Dem sei aber wie ihm wolle; jetzt hat er sich über die meisten Ostindischen Inseln verbreitet, und die Leute sind durchgängig so fest überzeugt, daß diese unmögliche Begebenheit sich täglich ereigne, daß jeder Indier, den wir darum befragten, ganz treuherzig bezeugte: es sei wahr und wahrhaftig so, und nicht anders!

Dergleichen Krokodill-Zwillinge heißt man Sudaras. Die Indier ließen sich's, so oft die Rede davon war, gar sehr angelegen sein, uns von dem Dasein dieser eingebildeten Wesen zu überreden, und stutzten ihre Versicherungen mit manchem abgeschmackten Mährchen auf. Eine junge Sklavinn z. B., die etwas Englisch reden konnte, erzählte Herrn Banks, ihr Vater habe ihr auf seinem Todtenbette entdeckt, er habe einen solchen Bruder Sudara; sie möge also, dies war sein feierlicher letzter Wille, diesen ihren Oheim im Flusse wohl pflegen und denselben nach seinem Tode gehörig füttern. Dazu werde weiter nichts erfodert, als daß sie in einer gewissen Gegend an das Ufer des Flusses treten und den Namen Radja Pouti! d. i. weißer König, rufen müsse, so werde er gleich aus der Tiefe heraufkommen. Sie habe diesen väterlichen Befehl befolgt, und auf ihr Rufen sei der Krokodill alsobald zum Vorschein gekommen und habe die Speisen, welche sie ihm mitgebracht, aus ihrer Hand gefressen. Auf die Frage: wie der Herr Oheim denn ausgesehen habe? war ihre

Antwort: O! er sah nicht wie andere Krokodille aus, sondern war weit schöner; er war über den ganzen Leib gefleckt, hatte eine rothe Nase und goldene Ringe an den Füßen und in den Ohren. Herr Banks hielt es nicht der Mühe werth, das alberne Mädchen zu erinnern, daß die Krokodille keine Ohren haben, und daher auch keine Ohrgehänge tragen können.

Man sieht, daß die unwissenden und abergläubigen Indier das Dasein dieser erdichteten Krokodillenbrüder wirklich glauben, und daher — wie das bei abergläubigen Leuten immer der Fall ist — kein Bedenken tragen, zur Ueberredung Anderer, die nicht so leichtgläubig sind, allerlei Mährchen zu erdichten, und dieselben so oft zu erzählen, daß sie am Ende selbst nicht mehr wissen, daß sie dieselben erdichtet haben.

Auf einigen Inseln stellt man, diesen geglaubten Flußverwandten zu Ehren, zu gewissen Zeiten eine öffentliche Feierlichkeit an. Sie rudern bei solchen Gelegenheiten in großen Haufen nach denjenigen Orten hin, wo die Krokodille sich am meisten aufhalten; dort fahren sie unter Sang und Klang hin und her, singen und weinen wechselsweise, und ein Jeder ruft seinen Anverwandten, bis endlich ein Krokodill zufälliger Weise zum Vorschein kommt. Dann werfen sie einen mitgebrachten ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln, auch Betel und Tabak ins Wasser, und kehren mit der angenehmen Ueberzeugung zurück, daß sie sich einer heiligen Pflicht entlediget haben. O heilige Einfalt!

Nächst den Indiern besteht die zahlreichste Klasse von Denen, welche Batavia und die umliegende Gegend bewohnen, aus Chinesen. Viele derselben wohnen innerhalb der Stadtmauer und halten offene Lä-

den; allein der ungleich größere Theil bewohnt eine eigene Vorstadt, Campang China genannt. Sie treiben alle Arten von Handwerken, übernehmen Alles, was ihnen aufgetragen wird, und verdienen durchgehends auch hier das Lob, welches man ihnen überall beilegt, daß sie ein fleißiges, arbeitsames Volk sind. Es ist etwas eben so Seltenes, einen Chinesen müßig, als einen Holländer oder Indier zu Batavia geschäftig zu sehen. Dennoch sind sie durchgehends — sehr arm. Dies muß Jedermann befremden, weil in der Regel Fleiß und Arbeitsamkeit die sichersten Quellen des Reichthums sind. Aber die Verwunderung der Leser wird aufhören, sobald sie hören werden, daß sie bei aller ihrer Arbeitsamkeit durchgehends leidenschaftliche Spieler sind. Kaum haben sie das Handwerkszeug aus der Hand gelegt, so sind sie schon mit Karten oder Würfeln da, oder fangen irgend ein anderes Spiel an, deren sie eine unendliche Menge besitzen. Auf diese Ergetzlichkeiten sind sie so erpicht, daß sie Essen, Trinken und Schlafen darüber vergessen. Daß aber ein Spieler selten auf einen grünen Zweig zu kommen pflege, ist eine bekannte Erfahrung.

In ihrem Betragen gegen Andere sind diese Leute allezeit dienstfertig, oder vielmehr unterwürfig, so daß man ihnen Alles zumuthen kann, es sei so reinlich oder schmutzig, so ehrlich oder schelmisch, als es immer wolle; nur muß nicht geradezu der Galgen darauf stehen. Dabei sind sie ausnehmend reinlich und sauber in ihrer Kleidung, zu was für einem Stande sie auch gehören mögen. Im Essen und Trinken sind sie mäßig und genügsam; ihre gewöhnliche Kost besteht in Reiß und etwas Fleisch oder Fischen. Ihre Religion schränkt sie nicht, wie die der Muhameder und Juden, auf gewisse

Speisen ein; sie essen daher nicht nur Schweinefleisch, sondern auch Hunde, Katzen, Frösche, Eidechsen, vielerlei Arten von Schlangen und mancherlei Seethiere, welche die andern Einwohner dieses Landes nicht für eßbar halten. Auch genießen sie viele Kräuter, die ein Europäer nur im Fall der größten Hungersnoth sich gefallen lassen würde.

Bei keiner Sache pflegt der Aberglaube und die Thorheit der Menschen sich auf eine lächerlichere und ungereimtere Weise zu äußern, als bei Beerdigungen der Todten und den damit eingeführten Gebräuchen. So auch hier. Ein sehr seltsamer Aberglaube, den die hiesigen Chinesen dabei hegen, ist der, daß sie die Stelle, wo ein Leichnam begraben ist, nie zum zweiten Mahle zu öffnen sich erlauben. Ihre Begräbnißplätze nehmen daher in der Gegend von Batavia viele hundert Morgen Land ein. Die Holländer, welche jede Handbreit Landes anbauen möchten, sehen es gar nicht gern, daß dadurch so viel Erdreich unbrauchbar gemacht wird; und wenn daher Jene ein neues Stück Land zu diesem Behuf kaufen wollen, so läßt man es sich unerhört theuer von ihnen bezahlen. Die größte Sorge der Chinesen in Ansehung ihrer Todten geht dahin, sie vor der Verwesung zu bewahren, und zu bewirken, daß die Ueberbleibsel derselben sich, wo möglich, nie mit der Erde vermischen mögen. Zu diesem Ende legen sie den Leichnam in einen großen, dicken, hölzernen Sarg, der nicht aus Brettern zusammengesetzt ist, sondern, wie ein Kahn, aus einem starken ausgehöhlten Baumstamme besteht. Dieser wird fest vermacht, in die Gruft gesenkt, und alsdann mit ihrem sogenannten Chinamörtel wol zehn Zoll dick, wie mit einer Rinde, umgeben.

Eine solche Bekleidung wird in kurzer Zeit so hart, wie Stein.

Zu den unvernünftigen Trauergebräuchen, die wir bei diesen Leuten zu beobachten Gelegenheit hatten, gehört vornehmlich auch der, daß sie, wie ehemahls die Römer, eine beträchtliche Anzahl von Weibern dingen, welche weinen und wehklagen müssen. Für Geld erkaufte Thränen, — welch ein ungereimtes Mittel, einem Todten Liebe und Ehre zu beweisen! Aber das gehört nun einmahl hier zu einer standesmäßigen Beerdigung, und die muß zu Batavia — so will es das Vorurtheil! — Jeder haben, die Kosten dazu mögen kommen, woher sie wollen. Selbst dann, wenn der Verstorbene mehr schuldig ist, als sein Nachlaß beträgt, darf von dieser Regel keine Ausnahme gemacht werden. In diesem Falle muß der Nachlaß verkauft, und von Dem, was herauskommt, zu allererst der Todte standesmäßig begraben werden; die Gläubiger aber müssen geduldig erwarten, ob für sie Etwas übrig bleiben werde oder nicht. So setzt man hier die Lebenden den Verstorbenen, die Gerechtigkeit den Gebräuchen nach!

Nächst den Chinesen machen die Sklaven eine zahlreiche Klasse unter den Einwohnern dieses Landes aus. Man läßt dieselben theils aus Afrika, theils von verschiedenen Ostindischen Inseln kommen. Nur die Eingebornen der Insel Java selbst sind durch die Gesetze vom Sklavenstande freigesprochen. Diese Sklaven sind eine sehr träge Art von Menschen; aber wenn sie nicht viel arbeiten, so sind sie dagegen auch überaus genügsam im Essen und Trinken. Reiß und ein wenig Fisch von der wohlfeilsten Art ist ihre gewöhnliche Kost. Wie es mit der Sittlichkeit dieser armen Geschöpfe stehe, läßt sich vermuthen. Wer will menschliche und

edle Gesinnungen bei Menschen suchen, die gewohnt sind, sich wie Vieh behandelt zu sehen?

Dem Herrn steht hier frei, seinen Leibeigenen zu behandeln und zu züchtigen, wie er will; nur das Leben darf er ihm nicht nehmen. Selbst dann, wenn Einer auch nicht die Absicht gehabt hätte, seinen Sklaven todt zu schlagen, dieser Letzte stürbe aber doch, entweder während der Züchtigung, oder an einer Folge derselben, so würde Jener eben so gut zur strengsten Rechenschaft gezogen werden, als wenn der auf diese Weise Getödtete ein freier Mensch gewesen wäre. Dies wohlthätige Gesetz giebt den armen Leibeigenen einen Theil der Menschheit wieder, deren man sie unmenschlicher Weise beraubt hat. Sie sind nunmehr wenigstens vor den plötzlichen Ausbrüchen des Zorns von Seiten ihrer Tirannen ziemlich gesichert. Denn diese scheuen sich nun, aus Besorgniß, einen Mord zu begehn, sie mit eigner Hand zu züchtigen; sie wenden sich vielmehr an einen dazu bestellten Gerichtsdiener, Marineu genannt, deren in jedem Quartier der Stadt Einer wohnt. Aber auch dieser straft dergleichen Uebelthäter nicht selbst, sondern läßt sie durch solche Sklaven züchtigen, die er ausdrücklich dazu hält. Die Männer werden öffentlich vor den Thüren ihrer Herren, die Sklavinnen aber innerhalb des Hauses gezüchtiget. Die Strafe besteht in einer größern oder geringern Zahl von Streichen, die sie mit einem in dünne Gerten gespaltenen Indischen Rohre so nachdrücklich bekommen, daß auf jeden Hieb allemahl Blut fließt. Für eine Abstrafung von der gewöhnlichen Art bekommt der Marineu einen Thaler, für eine strengere anderthalb.

Die erste und oberste Person, nicht nur in Batavia, sondern auch in allen Holländisch-Ostindischen

Besitzungen überhaupt, ist der hiesige General-Statthalter von Ostindien. Auf diesen folgen unmittelbar die Mitglieder des hiesigen Staatsraths, an deren Spitze er steht, und welche den Titel edle Herren führen. Diese dünken sich gar vornehme Herren zu sein, und verlangen daher auch sehr auffallende äußere Ehrenbezeigungen. Begegnet man ihnen, z. B. in einem Fuhrwerke, so erwarten sie nicht nur, daß man ihnen aus dem Wege fahre, sondern auch, daß man still halte und sich von seinem Sitze erhebe, und ihnen eine tiefe Verbeugung mache. Auch die Gemahlinnen, ja sogar die Kinder dieser edlen Herren wollen, daß man ihnen dergleichen Ehrenbezeigungen gleichfalls erweise; und man fodert die Beobachtung dieser sklavischen Sitte nicht bloß von den Eingebornen, sondern auch von allen Fremden ohne Unterschied. Die Englischen Offiziere aber pflegen sich selbst davon loszusprechen.

Die Gerechtigkeitspflege scheint auch hier, wie überall, noch einer großen Verbesserung zu bedürfen. Besonders wirft man den hiesigen Richtern eine ungerechte Parteilichkeit vor. Sie sollen gegen die Eingebornen mit übertriebener Strenge, gegen die Holländischen Landsleute hingegen in einem unerlaubten Grade gelinde und nachsichtig verfahren. Einem Christen, der sich eines groben Verbrechens schuldig gemacht hat, benimmt man nie die Gelegenheit, vor dem ersten Verhöre zu entwischen; aber wenn dieses auch nicht geschieht, so mildert man doch die Kraft des Gesetzes, um ihn mit dem Leben durchkommen zu lassen. Die armen Indier hingegen werden in solchen Fällen ohne Gnade gehangen, lebendig gerädert, oder gar gespießt.

Die Malaien sowol, als auch die Chinesen, müssen der Holländischen Gesellschaft sehr beträchtliche Abga-

ben entrichten; und diese sind oft auf sehr sonderbare Dinge, z. B. auf die Erlaubniß, eigenes Haar zu tragen, gelegt. Sollte man es für möglich halten, daß Uebermuth und Herrschelei je so weit gehen konnten, einem menschlichen Wesen die Freiheit abzusprechen, Etwas zu tragen, was Gott selbst ihm gegeben hat? Gleichwol ist das hier wirklich der Fall; und diese Anmaßung der hiesigen Holländer ist so sonderbar, daß man in der That nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Die vorgeschriebenen Steuern müssen jeden Monat richtig abgetragen werden; und damit die Herren Holländer sich nicht die Mühe geben dürfen, sie einzusammeln, oder Leute dazu zu halten, so haben sie das bequemere Mittel gewählt, an jedem Zahlungstage bloß eine Flagge auf dem Gipfel eines mitten in der Stadt gelegenen Hauses wehen zu lassen, welches das Zeichen ist, daß Jeder herbeieilen soll, um seine Abgaben selbst zu entrichten. Man gehorcht dann augenblicklich, denn man weiß aus Erfahrung, wie mißlich es sei, auf die Flagge nicht alsobald zu achten und mit dem Gelde sich nicht unverzüglich einzustellen.

Dies sind die vorzüglichsten Bemerkungen, die wir während unsers hiesigen Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten. Jetzt fahre ich fort, die Geschichte unserer ferneren Reise zu beschreiben.

34.

Lauf von Batavia nach der Prinzeninsel. Kurze Beschreibung derselben. Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Letzte Fahrt von da nach England.

Den 27sten des Wintermonds 1770, früh um sechs Uhr, hoben wir wiederum die Anker, und liefen in See.

Wir wünschten zwar, unsern Lauf von hier aus bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung so geschwind als möglich und ununterbrochen fortzusetzen; allein da der Zustand unserer Kranken nach unserer Abreise von Batavia noch ungleich schlimmer wurde, so sahen wir uns dadurch, schon acht Tage nach unserer Abfahrt, genöthiget, bei einem Eilande anzulegen, welches die Prinzeninsel genannt wird, um hier erst noch einige Erfrischungen einzunehmen.

Sobald das Schiff auf seinen Ankern lag, ging ich in Begleitung meiner Herren Reisegefährten ans Land. Gleich beim Aussteigen begegneten uns einige Indier am Strande, und erboten sich, uns zu der Hauptperson ihres Volks, den sie Raja oder König nannten, hinzuführen, und wir nahmen diesen Vorschlag an.

Als wir bei Sr. Majestät angelangt waren, und die ersten Höflichkeitsbezeigungen gegen einander ausgewechselt hatten, kamen wir sogleich zur Hauptsache, welche den Einkauf der Lebensmittel betraf. Was uns den Mund vorzüglich wässern machte, das waren Schildkröten; allein wir konnten dermahlen über den Preis derselben noch nicht einig werden. Dies beunruhigte uns indeß nicht; denn wir sahen voraus, daß die Einwohner des folgenden Morgens wol von selbst kommen und sich nicht weigern würden, das Gebot, welches sie heute verwarfen, anzunehmen. In dieser guten Erwartung verließen wir Se. Indische Majestät, und kehrten wieder nach dem Schiffe zurück. Wir nahmen unsern Rückweg längs der Küste hin, um eine Wasserstelle aufzusuchen. Dies gelang uns nach Wunsch; und als wir eben ins Boot steigen wollten, fanden sich einige Indier ein, die uns drei Schildkröten zu einem billigen Preise,

doch unter der ausdrücklichen Bedingung verkauften, daß wir ja ihrem Könige nichts davon sagen sollten.

Am folgenden Tage geschah, was wir vorausgesehen hatten; man brachte uns Schildkröten in Menge, und da wir standhaft dabei beharrten, nicht mehr dafür geben zu wollen, als wir gestern geboten hatten, so bequemte man sich endlich, sie uns zu diesem Preise zu überlassen. Herr Banks besuchte an diesem Tage den König in dessen Sommerpalaste, d. i. einer Hütte, die er mitten auf einem Reißfelde aufgeschlagen hatte. Se. Majestät nahmen ihn ungemein gnädig auf, ungeachtet sie gerade sehr viel zu thun hatten, indem sie damit beschäftiget waren, Höchst-Dero eigenes Abendbrot zu kochen.

Die Eingebornen fuhren am nächsten Tage fort, uns nicht nur Schildkröten, sondern auch Federvieh, Fische, Affen, kleine Rehe und eine Menge von Früchten zum Verkauf zu bringen. Herr Banks hatte unterdeß in Erfahrung gebracht, daß die Indier in einer gewissen Entfernung von unserer Landungsstelle eine Stadt angelegt hätten; und es kam ihm die Lust an, dieselbe zu besehen. Er reisete also, begleitet von Einem unserer Offiziere, dahin ab. Es gelang ihnen, dahin zu finden, ungeachtet die Eingebornen, die es ungern zu sehen schienen, daß man sich so weit und breit in ihrem Lande umsehe, Bedenken trugen, ihnen den Weg zu zeigen. Der Ort besteht aus ungefähr 400 Wohnungen, und wird durch einen Fluß in zwei Hälften getheilt. Ueber diesen Fluß, welcher sehr reißend ist, wurden sie in zwei an einander befestigten Kähnen, nicht ohne Mühe und einige Gefahr, gebracht. Das Volk empfing sie hier gar freundlich, und zeigte ihnen die vornehmsten Wohnungen, doch nur von außen, weil die

Besitzer derselben bei damahliger Jahrszeit nicht hier, sondern auf den Reißfeldern wohnten, um die Vögel und Affen davon abzuhalten. Als sie ihre Neugier, so gut sie konnten, befriediget hatten, mietheten sie ein großes Boot, und fuhren darin, den Fluß entlang, wieder zu uns zurück.

Mittlerweile hatte man unsern Leuten, die am Lande mit Holzfällen und Wasser-Einnehmen beschäftiget waren, eine Axt gestohlen. Wir beschwerten uns darüber alsobald beim Könige, und nach einigem Hin- und Herreden versprachen Se. Majestät, daß die Axt den folgenden Morgen wieder zurückgebracht werden sollte; und es geschah, wie er verheißen hatte.

Der Handel ging unterdeß immer ungestört von Statten; wir kauften täglich zwei bis drei Zentner Schildkröten, auch Federvieh und andere Lebensmittel ein, so daß wir uns hier zu unserer ferneren Reise recht gut versorgten. Am neunten Tage unsers Hierseins waren wir wieder völlig segelfertig, und am folgenden Morgen hoben wir bei einem leichten Nordostwinde die Anker und stachen wiederum in See.

Die Prinzeninsel, oder — wie sie in der Malaiischen Sprache genannt wird — die Insel Pulo Selan, ist nicht sonderlich groß, und liegt in der westlichen Mündung der Straße von Sunda. Der größte Theil derselben ist mit Waldung bedeckt; nur in einigen Gegenden hat man die Bäume ausgerodet, um Reißfelder anzulegen. Die Naturgüter dieses Eilandes bestehen in Kokosnüssen, Platanen, Wassermelonen, Kürbissen, Ananas, Yamswurzeln, Reiß, Schildkröten, Federvieh und kleinen Rehen.

Die Einwohner stammen von der Insel Java her. An Sitten kommen sie daher mit den Indiern, welche

um Batavia wohnen, in den meisten Stücken überein. Sie bekennen sich zu der muhamedischen Religion; doch glaube ich nicht, daß es auf der ganzen Insel auch nur eine einzige Moschee, d. i. muhamedische Kirche giebt. Unser Aufenthalt fiel gerade in die Fastenzeit, welche bei den Türken Ramadan heißt; und diese scheinen sie hier sehr strenge zu halten. Kein einziger unter ihnen wollte vor Sonnenuntergang einen Bissen zu sich nehmen, ja nicht einmahl Betel kauen.

Das Volk ist, so viel wir bemerken konnten, von guter Gemüthsart; wenigstens gingen sie im Handel sehr ehrlich zu Werke; nur daß sie, wie es fast überall üblich ist, anfangs vorzuschlagen pflegten. Da es sehr beschwerlich und langweilig gewesen wäre, wenn wir mit Jedem insbesondere um jede Kleinigkeit hätten handeln wollen, so wurde, mit völliger Zufriedenheit auf beiden Seiten, folgendes Abkürzungsmittel angewandt: sie legten Alles, was von einer jeden Gattung zum Verkauf gebracht wurde, zusammen; und wenn wir über den Preis des ganzen Haufens eins geworden waren, so zahlten wir Einem von ihnen das bedungene Geld aus, und sie theilten sich dann darin nach Maßgabe des Antheils, den ein Jeder an der gelieferten Waare gehabt hatte. Man kann hieraus schließen, daß sie nicht ganz ungeübt in der Rechenkunst sein müssen.

Genug von diesen; denn ich merke, daß es Zeit ist, der langen Geschichte unserer langen Reise ein Ende zu machen. Wir wollen daher den Rest derselben so enge als möglich zusammendrängen.

Bei unserer Abfahrt von der Prinzeninsel hatten wir noch immer eine Menge Kranker an Bord, von welchen wir nach und nach noch Einige, welche dahinstarben, dem Schooße des Weltmeers übergeben muß-

ten. Sobald wir aber in den Strich des Zeitwindes gekommen waren, ließen die Krankheiten merklich nach, und Viele geneseten, noch ehe wir nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung kamen.

Bei diesem langten wir, nach einer Fahrt von zwei Monaten, glücklich an, und legten das Schiff allda vor Anker. Ich selbst begab mich sofort ans Land, um dem Statthalter meine Aufwartung zu machen, und erhielt von ihm die Versicherung, daß wir Alles, was wir nöthig hätten, bekommen sollten. Meine erste Sorge war, unsern Kranken einen guten und bequemen Aufenthalt am Lande auszumitteln; und es gelang mir, ein Haus zu finden, wo man sie aufnehmen und für einen bedungenen Preis mit Kost und Wohnung versehen wollte.

Theils um die Genesung dieser armen Leute abzuwarten, theils um neue Vorräthe einzunehmen und das Schiff gehörig ausbessern zu lassen, hielten wir uns hier einen ganzen Monat auf. Von den Bemerkungen, die wir während dieses Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten, theile ich nur eine und die andere mit, weil in einem der künftigen Theile dieses Werks sowol von der hiesigen Holländischen Niederlassung, als auch von den Eingebornen des Landes eine umständliche Beschreibung folgen wird.

In den meisten Reisebeschreibungen, welche dieser südlichen Spitze von Afrika erwähnen, wird uns von den Annehmlichkeiten und von der Fruchtbarkeit des Landes eine sehr reizende Schilderung gemacht. Wir für unsern Theil können diese Schilderung durch unser Zeugniß nicht bestätigen. Wir müssen vielmehr bekennen, daß wir auf unserer ganzen Reise kein Land gesehen haben, das eine ödere Aussicht gehabt, oder einer

unfruchtbaren Wüste ähnlicher gesehen hätte, als dieses. Die Halbinsel, welche die äußerste Spitze von Afrika ausmacht, besteht aus hohen, ganz nackten und öden Gebirgen. Hinter denselben folgt eine Landenge, die eine weite Ebene bildet; allein diese besteht fast durchgängig in einer Art von leichtem Seesande, der nichts als Heidekraut trägt und schlechterdings nicht angebaut werden kann. Die wenigen Stellen, welche urbar gemacht werden konnten, sind zu Weinbergen, Obst- und Küchengärten benützt worden. Dergleichen fruchtbare Flecken sind aber nur klein, und liegen überdas einzeln und ziemlich weit auseinander. Weiter landeinwärts hin soll es, wie man uns versicherte, eben so aussehen. Die Holländischen Anbauer wohnen daher sehr zerstreut und weit auseinander. Während unsers Hierseins kam ein Bauer funfzehn Tagereisen weit aus dem Lande nach der Kap-Stadt, und brachte seine jungen Kinder mit. Hierüber wunderten wir uns, und fragten ihn: warum er dieselben nicht lieber bei einem Nachbar zurückgelassen habe? »Nachbar?« antwortete der Mann; »mein nächster Nachbar wohnt fünf Tagereisen weit von mir ab!« Wie schrecklich öde muß das Land sein, wo Diejenigen, welche vom Ackerbau und von der Viehzucht leben, der Unfruchtbarkeit des Landes wegen, so weit aus einander wohnen? Einen zweiten Beweis von der Unfruchtbarkeit dieses Bodens kann der Mangel an Gehölz abgeben. Wenn ich die Gärten ausnehme, die nahe an der Stadt liegen, und durch Kunst und Fleiß fruchtbar gemacht sind, so war nirgend ein Baum zu sehen, der sechs Fuß hoch gewesen wäre.

Die einzige Stadt, welche die Holländer hier erbaut haben, wird, weil sie auf dem Vorgebirge liegt, die Kap-Stadt genannt. Sie mag ungefähr aus

tausend Häusern bestehn. Diese sind insgesammt aus Backsteinen, und zwar artig genug gebaut; die Dächer aber sind nur mit Stroh gedeckt, weil jede andere Verdachung, von Ziegeln oder Schiefer, gegen die heftigen Winde, welchen diese Gegend unterworfen ist, nicht aushalten würde. Die Straßen sind breit und bequem, und durchschneiden sich sämmtlich in rechten Winkeln. Durch die Hauptstraßen läuft ein Kunstfluß, der an beiden Seiten mit einer Reihe von Eichen bepflanzt ist, die hier gut fortgekommen sind und einen angenehmen Schatten geben.

Die meisten Bewohner dieser Stadt sind Holländer. Da aber fast alle Hauswirthe sich davon nähren, daß sie die hier ankommenden Fremden bewirthen, so haben sie nach und nach von den Sitten aller Völkerschaften so viel angenommen, daß man ihren ursprünglichen Volkssinn kaum noch hervorstechen sieht. Nur das hiesige Frauenzimmer ist den Moden und Gebräuchen seines Vaterlandes mit einer Anhänglichkeit treu geblieben, die zuweilen ins Lächerliche fällt. So geht z. B. keine hiesige Dame aus, ohne sich von der Magd das Feuerstübchen (den Kohlentopf) vortragen zu lassen, um dasselbe, sobald sie sich setzt, unter die Füße stellen zu können. Dieser Gebrauch ist um so viel lächerlicher, da sie meistens keinen Funken Feuer darin haben welches auch, wegen der Hitze des Himmelsstrichs, sehr entbehrlich ist.

Die Luft ist hier so gesund, daß Diejenigen, welche aus Europa krank hierher kommen, gemeiniglich bald genesen; welches aber mit denjenigen Kranken, welche ihre Krankheit aus Ostindien mitbringen, nicht eben so der Fall zu sein pflegt.

Am äußersten Ende der Stadt liegt ein großer Gar-

ten, welcher der Holländischen Gesellschaft gehört. Er ist voller schöner Baumreihen, die einander in rechten Winkeln durchschneiden. Diese bestehen aus Eichen, die in Hecken gezogen sind, und unter der Schere gehalten werden. Nur in dem mittelsten Gange allein hat man die Eichen ganz auswachsen lassen. Der größte Theil dieses Gartens ist mit Küchengewächsen bepflanzt; doch werden in einigen Abtheilungen auch ausländische Pflanzen unterhalten. Am Ende des Gartens ist ein Thiergehege, welches eine Menge seltener Vögel und vierfüßiger Thiere enthält, die man in Europa nie zu sehen bekommt. Wir sahen darin unter Andern ein Thier, welches die Hottentotten Kuh-Duh nennen. Dieses ist so groß als ein Pferd, und trägt ein schöngewundenes Geweih, welches ihm ein stattliches Ansehn giebt.

Was die Eingebornen des Landes, oder die Hottentotten betrifft, so enthalte ich mich, unsere Bemerkungen über sie und Das, was wir von ihren Sitten und Gebräuchen in Erfahrung bringen konnten, hier mitzutheilen; weil man in dieser Sammlung nächstens eine genauere und umständlichere Beschreibung davon liefern wird, als ich jetzt zu geben im Stande wäre.

Wir verließen das Vorgebirge am 14ten des Wandelmonds 1771, und erreichten noch an eben dem Tage das sogenannte Penguin- oder Robin-Eiland, wo wir uns vor Anker legten, um noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, die wir einzunehmen vergessen hatten. Ich schickte zu diesem Behuf ein Boot ab; allein es stellte sich demselben eine Partei bewaffneter Holländer entgegen, welche das Schiffsvolk warnten, nicht näher zu kommen, weil man sonst Feuer auf sie geben würde.

Da nun Das, was wir hier einzuhandeln wünschten, nur solche Dinge betraf, die wir allenfalls entbehren konnten, so glaubte der im Boote befehligende Offizier das Leben seiner Leute bei dieser Gelegenheit nicht aufs Spiel setzen zu dürfen, und kehrte folglich nach dem Schiffe zurück. Die Ursache, warum man sich weigerte, unser Boot ans Land kommen zu lassen, war vermuthlich folgende: Die Holländer schicken auf diese kleine Insel diejenigen Missethäter, welche verurtheilt sind, eine gewisse Anzahl von Jahren Sklavenarbeit zu verrichten, um hier Kalksteine auszugraben. Nun war einst ein Dänisches Schiff, welches den größten Theil seiner Mannschaft durch Krankheit verloren hatte, an diese Insel gekommen, und hatte so viele Leute, als man gebrauchte, von den hiesigen Verbrechern mit Gewalt aufheben und fortführen lassen. Deßwegen mochten die Holländer, seit der Zeit, ihrer hiesigen Besatzung befohlen haben, kein Boot von irgend einer Völkerschaft künftig wieder ans Land kommen zu lassen.

Wir segelten nunmehr gerade unserm Vaterlande zu; aber nicht Alle, die wir jetzt noch lebten, sollten des Glücks theilhaftig werden, es wieder zu sehn. Ungefähr eine Stunde nach unserer Abfahrt von der Robin-Insel starb Herr Mollineux, unser Schiffer, und mit Herrn Hicks, unserm ersten Lieutenant, der die Auszehrung schon aus England mitgenommen hatte, wurde es täglich schlimmer. Erster war ein junger, fähiger und geschickter Mann; aber er überließ sich leider! den Ausschweifungen, und verkürzte dadurch ein Leben, welches dem Vaterlande und der Welt noch sehr nützlich hätte werden können. Möge sein Schicksal allen jungen Leuten, welche in Gefahr stehn, den Weg der Tugend

Tugend und der Wohlanständigkeit zu verlassen, zum warnenden Beispiel dienen!

Am ersten Mai erblickten wir die Insel St. Helena, und ankerten noch am nämlichen Tage auf der dortigen Reede, um uns zu erfrischen.

Diese den Engländern gehörige Insel liegt, wie meine jungen Leser auf jeder Weltkarte sehen können, fast in der Mitte zwischen Afrika und Amerika, doch näher bei jenem, als bei diesem. Sie ist der Gipfel eines ungeheuren Berges, der aus dem Grunde des Meeres steil empor steigt, wie man daraus abnehmen kann, daß das Wasser rings um die Ufer herum eine unergründliche Tiefe hat. Sie ist übrigens nur 12 Seemeilen lang und 6 breit.

Die Stadt liegt hart am Strande, und ist ziemlich schlecht gebaut. Die Kirche und das Rathhaus fanden wir gänzlich verfallen. Alle weiße Einwohner der Insel sind Engländer, deren Erwerb darin besteht, die hier einlaufenden Schiffe mit Erfrischungen zu versorgen. Alle eigentliche Arbeit wird hier von Sklaven verrichtet. Denn ungeachtet man einige wenige Pferde auf der Insel hat, so gebraucht man sie doch nur zum Reiten. Da man nun überdas von keinen Maschinen und Werkzeugen zur Erleichterung der Arbeit, ja nicht einmahl von einem größern Fuhrwerke Etwas weiß, so müssen die armen Sklaven Alles mit ihren eigenen Kräften bestreiten, Alles auf dem Rücken fortschleppen, und sind nicht einmahl mit dem einfachen Erleichterungsmittel eines Tragkissens versehen. Man bringt diese unglücklichen Geschöpfe fast aus allen Gegenden der Welt hierher zum Verkauf, und es wird jährlich eine große Menge derselben, theils durch übermäßige Arbeit, theils durch Mißhandlungen aufgerieben. Es thut mir leid,

zur Schande meiner hiesigen Landsleute hier öffentlich bekennen zu müssen, daß ich unter ihnen weit mehr Beispiele von muthwilliger und ungezähmter Grausamkeit gefunden habe, als unter den Holländern zu Batavia und auf dem Vorgebirge, ob man gleich dieser Völkerschaft, vielleicht nicht ohne Grund, vorwirft, daß sie an beiden Orten aller Menschlichkeit entsagt habe.

Zu den vorzüglichsten Erzeugnissen dieser Insel gehört das Ebenholz, welches sich, wie meine jungen Leser wissen werden, durch pechschwarze Farbe und durch eine ganz außerordentliche Festigkeit und Härte auszeichnet. Nur Schade, daß man nicht für die Fortpflanzung dieser schätzbaren Holzart sorgt, und daß sie daher nach und nach hier gänzlich ausgerottet werden wird.

Nachdem wir vier Tage allhier verweilt hatten, gingen wir, und zwar in Begleitung von dreizehn andern Schiffen, wieder unter Segel. Eins von diesen war das Englische Kriegsschiff Portland; die zwölf übrigen waren Ostindienfahrer.

Einige Tage lang bestrebten wir uns, in dieser Gesellschaft zu bleiben; da aber der abgenützte Zustand unsers Schiffes es uns unmöglich machte, es den andern Schiffen im Segeln gleich zu thun, und daher zu vermuthen stand, daß diese früher, als wir, nach England kommen würden, so gab ich dem Portland ein Zeichen, daß ich Jemand von seinem Bord zu sprechen verlange. Der Führer desselben, Herr Elliot, kam hierauf selbst zu mir, und ich übergab ihm einen Brief an den Seerath, nebst einem verschlossenen Kästchen, worin die Schiffsrechnungen und die Tagebücher Einiger meiner Offiziere lagen. Einige Tage nachher verloren wir alle diese Schiffe aus dem Gesichte.

Um eben diese Zeit starb unser erster Lieutenant, Herr Hicks, und wir übergaben, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, seinen Leichnam der See.

Der Zustand unsers Schiffs verschlimmerte sich unterdeß zusehends. Unser Takelwerk und unsere Segel waren so abgenützt, daß fast täglich bald Dies, bald Jenes zerriß und unbrauchbar wurde. Dennoch setzten wir unsern Lauf ohne beträchtliche Unfälle fort, und am 9ten des Sommermonds erblickte Nikolaus Young, eben der Schiffsjunge, der Neuseeland zuerst gesehen hatte, die Englische Landspitze Lizard. Am 11ten liefen wir den Kanal hinauf; am 12ten hatten wir schon die Meerenge zwischen Dover und Calais erreicht, und noch an eben dem Tage kamen wir in den Dünen vor Anker, und landeten zu Deal.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich,

Sämmtliche Kinder- und Jugendschriften

Bd.: 22

Braunschweig 1831

Paed.pr. 622-21/24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759449-5